Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Winkelmann

oder

Von Stendal nach Rom.

Winkelmann

oder

Von Stendal nach Rom.

Culturhistorischer Roman

von

Amely Bölte.

In jeder Seele liegt ein unwiderstehliches
Verlangen, sich zu entwickeln.
Carlyle.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1862.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Der Kardinal Passionei.

Wenige Menschen nur bilden sich ein Urtheil über das Leben, die Gesellschaft und ihre nächsten Bekannten, das nicht durch die Ansichten ihrer Umgebung bestimmt würde und durch die kleinsten Vorkommnisse eine Veränderung erlitte; denn selbstgewiß sein bedingt zugleich das Selbstdenken, und nur einer kleinen Zahl von Sterblichen hat die Gottheit den Fluch und das hohe Glück eigener Gedanken verliehen.

Die Kardinäle Passionei und Alexander Albani, jener durch Geist und Gelehrsamkeit, dieser durch seine Liebe zu den Künsten ausgezeichnet, beide aufgeklärte und freidenkende Männer, waren die Vertrauten Benedict XIV. Diesen theilte er sein mit dem sächsischen

Gelehrten geführtes Gespräch mit, und rühmte dessen klassisches Wissen. Der Erstere erinnerte sich nun von Monsignor Archinto schon früher auf ihn aufmerksam gemacht worden zu sein und auch der zu dem Behuf gepflogenen Correspondenz, die damals ohne Resultat geblieben, weil keiner der Herrn das Reisegeld zu zahlen geneigt gewesen. Darüber hatte der Nuntius Dresden verlassen und seines Schützlings dann nicht weiter gedacht. Auch seit er von seiner Ankunft in Rom gehört, fiel es ihm nicht bei, seiner früheren Versprechungen eingedenk zu sein. In Sachsen war ihm ein Proselyt werthvoll erschienen; seitdem hatte sich dies heilige Bekehrungsfeuer gedämpft; denn einem Gouverneur von Rom lag wenig an einem solchen Verdienst um den Himmel, das seinen Weg auf Erden um keinen Zoll breit förderte.

Bald jedoch sollte er in Bezug auf Winkelmann anderen Sinnes werden; wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen.

Der Kardinal Passionei ließ diesen eines Tages zu sich entbieten.

Wieder triumphirte Raphael Mengs.

„Sagte ich es Ihnen nicht, daß man Sie suchen würde?" rief er. „Warten Sie es nur ab!"

Winkelmann seufzte. Seine Kasse war leer. Um den Freund nicht zu Anerbietungen zu nöthigen, die ihn gedrückt haben würden, verschwieg er ihm diesen Umstand; allein der äußerste Termin des Abwartens war bereits für ihn gekommen.

Der Armuth wird es schwer, solche durch Klugheit und Stolz errichtete Marksteine zum Erfolge inne zu halten.

Er kleidete sich sorgfältig an und begab sich in den Palazzo der Eminenz.

Der Diener führte ihn in einen großen Saal, wo der Kardinal mit Schreiben beschäftigt war.

Er ließ sich nicht stören und erst nach einigen Augenblicken legte er die Feder aus der Hand und wandte sich gegen seinen Gast. Einen Sitz konnte er diesem nicht anbieten, weil in dem Gemache keine Stühle vorhanden waren *).

„Sie sind schon einige Monate in Rom, wie ich höre“, redete er ihn an, „und haben mich nicht aufgesucht? Wie kommt das?“

„Ich wünschte zuerst meine ganze Zeit dem Studium dieses Ortes zu widmen, Eminenz“, versetzte Win-

*) Casanova.

kelmann, „und bin auch jetzt noch immer damit beschäftigt.“

„So!“ sagte der Kardinal gedehnt. „Sie suchen also die früher gewünschte Anstellung bei mir nicht mehr?“

„Sie wird mir wünschenswerth sein, sobald sie meine Zeit nicht zu sehr in Anspruch nimmt; weil ich eine Schrift über den Geschmack der Griechen abzufassen bemüht bin, die meine Hauptbeschäftigung sein und bleiben muß.“

„Sie sollen in der griechischen Literatur außerordentlich bewandert sein, und haben, wie ich weiß, dem Herrn Grafen von Bünau einen schönen Katalog über seine Bibliothek in Nöthenitz abfassen helfen. Ich habe mir diesen kommen lassen, so weit er nämlich fertig war; möchte nun aber gern noch die beiden letzten Bände davon besitzen. Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie gelegentlich diesen Wunsch gegen den Herrn Grafen aussprächen. Es liegt mir viel daran, das Werk vollständig zu haben.“

„Ich werde es meinem Herrn melden, und bin überzeugt, daß er mit erster Gelegenheit Euer Eminenz dienen wird“, versetzte Winkelmann.

„Meine Bibliothek ist freilich nicht so groß wie

die seinige; enthält jedoch manches schöne Werk. Sie steht Ihnen zur Benutzung offen. Kommen Sie! Ich will sie Ihnen zeigen."

Er ging voran und öffnete die Thür zu einem weiten, mit Büchern gefüllten Saal. Winkelmann betrat mit einer Art Ehrfurcht die Schwelle. Für ihn waren dies keine todten Schätze, er sah in ihnen das ewig Lebende — den Geist der längst Geschiedenen — und begrüßte sie wie eine Versammlung Auserwählter.

Der Kardinal reichte ihm mit Stolz eine seltene spanische Bibel, gedruckt in Ferrara 1553. Er war überhaupt ganz zu Hause unter seinen Büchern, und seine Eitelkeit nahm die Gelegenheit wahr, dem Fremden seine Kenntnisse zu zeigen. Ihr gemeinsames Interesse fiel hier zusammen und Beide schieden befriedigt von einander. Winkelmann hatte seine Lage, so wie auch seine Wünsche verhehlt und war dafür in der Gunst des Kardinals gestiegen. Mit gemischten Gefühlen genoß er den Triumph dieser Taktik.

In seine Wohnung zurückgekehrt, fand er ein Schreiben des Baron von Stosch aus Florenz, voll anerkennender Lobsprüche seiner ihm bekannt gewordenen Broschüre über die Nachahmung vor.

Freudig leuchtete bei Lesung des Schreibens sein

Auge auf. Endlich, endlich wurde sein Name mit Achtung genannt und — dennoch hungern zu sollen! Das war hart. An Plänen für seine Zukunft fehlte es ihm nicht. Er wollte Neapel sehen, Florenz besuchen, und die herrlichsten Bücher schreiben; doch das Aber! — Wie die Kosten eines Unterhaltes bestreiten, wie die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien erschwingen?

Freilich hatte er von Pater Rauch die Versicherung erhalten, die ihm zugesagte Pension solle vom Könige nicht zurückgezogen werden; allein wie oft schon brachen die Großen der Erde ihm ihr Wort! Kein Wunder daher, wenn ihre Versprechungen nur schwachen Glauben bei ihm fanden.

Seine Gedanken führten ihn nach Nöthenitz, nach Dresden zurück. Dabei fiel ihm die Einladung des Scapatore ein. Heute war ja der Tag von dessen Familienfest. Wie, wenn er, sich zu zerstreuen, ihn aufsuchte?

Der Abend dämmerte bereits. Mit seiner trüben Miene hätte er vor seinem Freunde Mengs nicht erscheinen mögen, der überdies mit seiner Familie in die Oper im Theater Alibertis gegangen war, ein Vergnügen, für das Winkelmann keinen Sinn hatte; besser

also, er ging zu ihm ganz unbekannten Personen, welche seine Verstimmung nicht bemerkten.

Eine nicht glänzende Wohnung empfing ihn hier. Im Hinterhause eine Treppe hinauf, in einem düstern Gemache, war die Familie des Scapatore versammelt. Mit lauter Freude begrüßte ihn dieser.

„Ich gab schon die Hoffnung auf die Ehre Ihres Besuches auf“, sagte er; „aber gottlob! da sind Sie ja, und hoffentlich wird meine Frau nun auch froh werden.“

Damit führte er ihn an das andere Ende des Gemaches einer jungen Person entgegen, die sich beim Eintritte des Gastes erhob und erröthend und verlegen knixte.

„Jetzt kannst Du von Deutschland plaudern“, sagte Momolo gutmüthig. „Dies hier ist meine Mutter, jene sind meine Schwestern, und die Uebrigen entfernte Verwandte. Es ist ein Familienfest, wie ich Ihnen sagte.“

Das Lieblingsgericht der Römer wurde aufgetragen, Polenta und Schweinskarbonaden; dazu als Getränk ein weißer Landwein.

Winkelmann hatte neben der jungen Frau, die nur schüchtern seine erste Anrede in ihrer Muttersprache

erwiderte, seinen Platz genommen. Nach und nach jedoch, als die Familie wieder ein lebhaftes Gespräch begann, das dem nicht Verstehenden wie ein Zank erschien, der mit jeder Minute in Thätlichkeit auszuarten drohte, wurde auch sie mittheilender.

Der Scapatore war mit der Bewirthung beschäftigt. Er, der Einzige von Allen, welcher die deutsch geführte Unterhaltung vielleicht verstanden hätte, war zu entfernt, um ihnen sein Ohr zu leihen. „Sie haben das Heimweh?" fragte Winkelmann die junge Frau. „Sie sehnen sich nach der Heimath, und ich möchte ewig hier leben. Was mißfällt Ihnen denn an dem schönen Rom?"

Maria seufzte.

„Sehen Sie nur unsere Wohnung an, wie finster sie ist", sagte sie traurig. „Es ist nichts so wie bei uns."

„Dafür aber ist Vieles besser."

„Nicht daß ich wüßte! Ich erwartete es ganz anders hier zu finden. Wenigstens hoffte ich Herrin im Hause zu sein, statt dessen überschreien mich nun von früh bis spät die Schwiegermutter und zwei Schwägerinnen, die, weil ich hier fremd bin und mich nicht verständlich machen kann, Alles besser wissen wollen."

„Warum nehmen Sie nicht eine Wohnung für sich?“

„Weil es zu viel kostet. Der erste Scapatore des heiligen Vaters hat nur 200 Thlr. Gehalt; davon kann er nicht zwei Familien erhalten, außer wenn wir beisammen wohnen.“

„Aber Ihre Mitgift; diese wirft doch auch etwas ab?“

„Hat Momolo Ihnen das gesagt?“ fragte sie erglühend. „Vor mir verleugnet er es immer, oder spricht doch sehr geringschätzend davon, damit ich schließlich noch den Vortheil dieser Heirath fühlen solle.“

„Sie hätten auch gewiß eine andere Partie machen können, wenn Sie es gewollt,“ sagte Winkelmann forschend.

Sie brach in Thränen aus.

„Wüßten Sie nur, wie unglücklich ich bin!“ stieß sie hervor.

„Fassen Sie Muth!“ redete er ihr zu, und ergriff theilnehmend ihre Hand. „Das Vergangene ändern wir nie. Vergessen Sie, was war, und erfreuen sich der guten Tage. Das Leben ist so schön, wenn man ohne Sorgen der Gegenwart genießen kann!“

„Sie kennen also meine Geschichte?“ fragte sie überrascht.

„Ich ahne sie!“ erwiderte Winkelmann mit Betonung.

„Ach! Wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe!“ sagte sie schmerzlich.

„Wenigstens aber hat er doch versucht, nach Kräften sein Unrecht zu vergüten?“

„Graf Brühl meinen Sie? Nein! Daran hat er nicht gedacht. Nur sich meiner entledigen wollte er, und, um meine Freiheit zu erlangen, mußte ich, willig oder nicht willig, mit Momolo gehen. Mir blieb kein Ausweg. Der mächtige Mann fürchtete, daß ich plaudern könnte.“

„Es ist eine schlimme Sache, von großen Herrn abhängen,“ erwiderte Winkelmann, seines eigenen Schicksals gedenkend. „Aber beruhigen Sie sich. Sie werden sich an Ihre neuen Verhältnisse gewöhnen und dann recht glücklich hier leben.“

„Nie,“ sagte sie entschieden; „nie! Der Tod meiner armen Mutter hat zu tief in mein Herz geschnitten. Ja, lebte sie noch, und könnte zu mir kommen, dann! — Aber so etwas vergißt sich nicht. Ich bin nun ganz allein auf der Welt. — Wenn ich nur wenigstens wüßte, ob man ihr ein ordentliches Grab gegeben und einige Blumen darauf gepflanzt hat! Es wäre mir ein großer

Trost, sie lieblich gebettet zu sehen, damit, wenn ich für sie bete, ich in meinen Gedanken an dem kleinen Hügel hinknien und den Duft einathmen könnte. Ich habe schon oft daran gedacht, an meine liebe gnädige Frau deshalb zu schreiben; Momolo sagt aber, sie sei nicht mehr dort, und will mir ihren Aufenthalt nicht nennen. Vielleicht kennt er ihn auch nicht. Vielleicht hat der Himmel Sie mir geschickt, damit Sie mir helfen!" sagte sie, ihr Auge bittend zu ihm aufrichtend.

„Wer ist denn Ihre liebe gnädige Frau?" fragte Winkelmann mit einer Neugierde, welche seine Augen mehr noch als seine Worte aussprachen.

„Sie nannte sich von Odalinsky, hat aber seitdem einen andern Namen angenommen, wie Momolo versichert; so daß meine Briefe sie nicht erreichen würden. Indessen könnte ich es dennoch versuchen, ihr Nachricht von mir zu geben; wenn ich nur Jemand hätte, der für mich schriebe, denn leider habe ich es nicht gelernt, und kann daher Niemand in der Heimath Nachricht geben."

„Das ist allerdings schlimm," sagte Winkelmann sinnend. „Schreiben wollte ich gern für Sie, aber ich theile die Ansicht Momolo's, daß jene Dame nicht mehr dort aufzufinden ist, und hege die Vermuthung, sie

möchte nicht gar weit von Ihnen — sie möchte in Rom sein."

„In Rom!" schrie die junge Frau auf. „Nicht möglich! Sagen Sie mir, wo? Ich wäre zu glücklich, sie hier zu finden? Ich wollte meinen Momolo auch recht lieb haben, wenn er mich zu ihr gehen ließe."

„Still davon!" sagte Winkelmann, ihren lauten Jubel beschwichtigend. „Ich werde Ihnen Nachricht bringen, sobald ich etwas über die Sache ermittelt habe; sagen Sie dem Scapatore einstweilen kein Wort."

Dieser hatte aus der Ferne das lebhafte Gespräch gesehen und sprach Winkelmann seinen Dank aus. Die junge Frau warf diesem einen lächelnden Blick des Einverständnisses zu. Bald darauf schied er.

Es war um die zehnte Stunde, wo in den milden Sommernächten das eigentliche römische Leben begann. Am Tage gewahrte man wohl müßig gehende Priester auf den Straßen; die Abbate standen umher, und schaueten die Vorübergehenden an; allein das Volk hielt sich fern. Mit der eintretenden Dunkelheit veränderte sich die Scene. Bei der Nachlässigkeit aller Polizei währte das Schreien, Schießen, Schwärmer werfen und die Lustfeuer auf allen Gassen bis zum grauenden Morgen.

Der Pöbel war ungezähmt und Niemand setzte ihm Schranken*).

Winkelmann hatte für diese Scene keinen Sinn. Für den Mann der Wissenschaft war das Volksleben ohne Interesse, es störte ihn in seinen Beschäftigungen, in seinem Denken; ja sogar in seiner Nachtruhe, und er würde nicht geschmält haben, wenn der Gouverneur von Rom, aus Rücksicht auf seinen Schlummer, ein Dutzend dieser Leute zur Warnung aufgeknüpft hätte.

Verdrießlich erreichte er seine Wohnung.

Hier fand er einen Brief aus Deutschland vor und erbrach ihn mit bösen Ahnungen; doch nach dem ersten Blick auf seinen Inhalt strafte ein Gottlob diese Voraussetzung; denn eine Anweisung auf 100 Thlr. lag darin. Hundert Thaler! Welch ein Capital für den armen Winkelmann! Gottlob! rief er noch einmal und entfaltete dann das Schreiben.

Pater Rauch hatte ihn nicht vergessen; er wenigstens war des Proselyten eingedenk geblieben und sandte ihm zugleich auch Empfehlungen an den Beichtvater der Königin von Neapel. Sonst aber sah es traurig in der Heimath aus. Der König von Preußen war

*) Winkelmann an Berends.

in Sachsen eingefallen, hatte das Heer bei Pirna umzingelt, der Kurfürst sich mit Mühe nach Polen gerettet, die Kriegsfackel loderte hoch, die Noth, das Elend des Volkes hatte seinen Höhepunkt erreicht.

Winkelmann schloß seine hundert Thaler ein, und eilte in die Wohnung von Mengs, um hier, trotz der späten Stunde, sein Glück so wie die Noth des Sachsenlandes mitzutheilen.

Wahrhaft betrübte diesen die unerwartete Botschaft. Er, wie so Viele, verehrte den König von Preußen, dessen Kriegsruhm wie seine Liebe zu den Belles-lettres weltbekannt waren. Nun stritt diese Empfindung mit dem Leid, das er über die Heimath verhängt hatte und das mittelbar auch die Pensionaire des Kurfürsten traf, zu denen Mengs gehörte; denn er empfing ein Jahrgeld, um in Rom ein großes Altarblatt für die katholische Kirche in Dresden anzufertigen. Während also Winkelmann sorgte, es möchten ihm keine hundert Thaler wieder ausgezahlt werden, stand vor der Seele seines Freundes eine gleiche Furcht. So endigte der Tag denn für Beide mit traurigen Gedanken.

Das Frühroth jedoch hatte diese bei Winkelmann zerstreut. Des Augenblickes froh werden, so weit es möglich, war sein Grundsatz. Er besaß ja hundert

Thaler, und wollte nun die Sorge bannen, bis diese verzehrt. Zuerst machte er sich auf und ging zu einem Schneider, um sich zwei Sommerkleider zu bestellen, deren Bedürfniß er lange gefühlt. Das eine wählte er von Seide, um damit in der Gesellschaft anständig erscheinen zu können; das andere zum täglichen Gebrauche. Ferner ließ er sich eine Perrücke machen, damit sein spärlich werdendes Haar zu bedecken.

Sein Morgen war nun unterbrochen; an den Schreibtisch sich zu setzen, war er zu aufgeregt, so begab er sich denn in die Villa Ludovisi, in deren Hofraum sich einige alte Statuen befanden, die er zu besichtigen lange schon sich vorgenommen. Der Diener ließ ihn, obwohl es eigentlich nicht ohne Erlaubniß des Herrn geschehen durfte, ein, die Verantwortung gegen ein Trinkgeld auf sich nehmend.

Winkelmann schauete, allein gelassen, froh umher. Jedes Stückchen Stein erregte in ihm die Hoffnung einer bedeutenden Entdeckung, und voll Erwartung nahte er sich diesen Ueberresten einer großen Vergangenheit, welche noch kein Kennerauge beurtheilt hatte. Eine colossale Statue zog vor Allem sein Auge auf sich. Sie ruhte auf einem Sockel. Um die Arbeit näher zu betrachten, schwang er sich an ihr hinauf, und legte seine

Arme fest um ihren Nacken, um ihr recht nah und recht genau in die hohlen Augen blicken zu können; da, o weh! wankte sie unter ihm und wie fest er sie auch an seine Brust drückte, so lag sie eine Minute darauf mit ihm am Boden.

Langsam besann er sich nach dem ersten Schrecken und raffte sich mühsam empor, ungewiß, ob seine Glieder auch alle noch beisammen. Aber was mußte er jetzt entdecken? Während er selbst unverletzt geblieben, hatte Jene den Kopf eingebüßt. Ein Missethäter stand er nun da. Vor seinem Gewissen hatte er etwas einem Morde Aehnliches begangen, und scheu blickte er nach allen Seiten umher, ob kein menschliches Auge Zeuge seiner That gewesen.

Niemand zeigte sich; aber wenn auch, so mußte sein Verbrechen dennoch entdeckt werden, weil er allein in diesem Raume gewesen. Nur ihn konnte die Anklage dieser That treffen, und wie ließ sich der Schaden vergüten? Er zitterte.

Furchtsam, wie es der Arme und Schutzlose ist, wußte er in seinen Gedanken der Möglichkeit dieser Entdeckung nicht zu begegnen. Leugnen konnte er den Vorfall nicht, und was würde seine Strafe sein, fragte er sich?

Verrathen konnte ihn nur derjenige, welcher ihn eingelassen, dadurch aber zugleich sein Mitschuldiger geworden war; wie, wenn er mit diesem gemeinsame Sache machte, und sein Schweigen erkaufte? Das kostete einige Ducaten; allein besser dies Opfer gebracht, und ein größeres vermieden!

Er drückte dem Diener das Geld in die Hand und enteilte dem Hause, hoch aufathmend, als er die Villa hinter sich hatte. Auch damit war er noch nicht gerettet; denn der Verräther schläft nie, wie man sagt. So kam er denn zu Mengs, bleich und erschöpft von seinem Gange und der erlittenen Gemüthsbewegung, und klagte diesem sein Leid. Kaum hatte er aber die Geschichte seines Unglücks erzählt, so entstand allgemeine Heiterkeit, und die ihm so ernst scheinende Sache wurde den Andern zu einem Gegenstande des Scherzes.

„Das kommt von Ihrer Unaufmerksamkeit auf die Weisheit Ihres Horaz," rief Maron. „Sagt er Ihnen nicht Nil admirari? — Und trotzdem hängen Sie sich an den Hals dieser Statue, als ob es Ihre Braut wäre."

„Es muß eine kalte Umarmung gewesen sein," nahm Casanova das Wort, „und Sie können dem Him-

mel danken, daß die gefühllose Schönheit Sie nicht erschlagen hat. Wie, wenn sie auf Sie gefallen wäre, statt umgekehrt? Was wäre dann aus der Welt des Schönen, was aus der Kunst der Alten geworden? O ihr Götter! Welch' ein Schicksal hätte die Kunst diesen schönen Morgen treffen können!"

„Sie spotten meiner," sagte Winkelmann; „allein Sie meinen es nicht schlimm. Hegen Sie doch selbst das größte Interesse für das Studium der Griechen zur Entwickelung der Kunst der Gegenwart; hätte ich also mein Leben dieser heiligen Sache geopfert, so wäre ich in meinem Berufe gestorben, und dies ist Menschenloos und Menschenpflicht."

„Verzeihung!" rief Maron, ihm die Hand bietend. „Aber es war nur Scherz. Ihnen ist es Ernst mit Ihrer Vorliebe für das Alterthum, und wir Alle schätzen das an Ihnen; — auch wenn wir Ihren Eifer belächeln. Kehren Sie sich also nicht daran, und denken Sie, daß ein bischen Neid mit im Spiele sein kann, wenn wir Ihr Griechenthum anfechten; denn es ist allerdings peinlich für uns, nicht die zu unserer Entwickelung so nothwendigen theoretischen Kenntnisse zu besitzen, noch sie aus Unkenntniß der alten Sprachen erwerben zu kön-

nen; wo wir daher am meisten lachen, sind wir oft grade am meisten verstimmt."

Sehr ernst sagte Raphael Mengs hierauf:

„Maron hat da ein wahres Wort gesprochen, das Sie sich merken sollten."

Neuntes Kapitel.

Der Triumvirat.

In dem Vorzimmer des Gouverneurs von Rom wimmelte es von Bittstellern aller Art, deren größerer Theil jedoch aus Geistlichen bestand, die hier ein Gesuch um Beförderung anzubringen hatten. Unter diese trat Winkelmann eines Morgens, nachdem er sein neues Kleid vom Schneider erhalten hatte, und hieß dem Diener, ihn zu melden.

Indessen die Antwort kam, horchte er auf die lebhafte Unterhaltung der hier Versammelten. Bald aber schämte er sich sein Ohr einem Geschwätze zu leihen, das sich in den niedrigsten Verhältnissen des Menschen zum Menschen bewegte, und der Gemeinheit nach allen Seiten die Thüren geöffnet hielt. Demüthig trat er an das Fenster und schaute auf Rom herab, sein

herrliches Rom, das dem Denkenden so reiche Quellen des Genusses bot, und von diesen so jämmerlich herabgewürdigt ward.

Er war gekommen sich dem Cardinal Archinto vorzustellen, theilweise durch seine Unterredung mit der Gattin des Scapatore dazu angeregt, theilweise auch hatte es ohnehin in seinem Plane gelegen. Er wollte seine Aufwartung machen, sich nach dem Wohlsein der Eminenz erkundigen; doch sich seiner Gunst mit keiner Silbe empfehlen, so gern er auch von dieser Gunst Vortheil gezogen hätte; allein sie mußte ungerufen kommen. Archinto ließ ihn lange warten. Freilich warteten noch Viele mit ihm; dennoch aber meinte Winkelmann, er hätte gerade ihn, dem seine Zeit so kostbar war, hier nicht harren lassen sollen. Ungeduldig wanderte er auf und ab, den Unmuth auf der Lippe.

Stunde nach Stunde verrann. „Haben Sie dem Cardinal meinen Namen genannt?“ fragte er den Diener. Dieser bejahte. „So muß er betrunken sein“, murmelte Winkelmann in sich hinein, „oder er hat Damenbesuch.“ — Er war schon nicht mehr der geduldige Mann, seit sein Selbstgefühl sich zu heben begann, und kannte bereits den Unmuth und den Zorn über ihm zugemuthete Unbill.

Da endlich trat die Eminenz in langem flatternden Mantel mit großen Schritten in den weiten Raum, blieb in dessen Mitte stehen, sah suchend mit dem Auge umher, und als er Winkelmann entdeckte, näherte er sich ihm auf wenige Schritte mit der Frage:

„Was wünschen Sie, Monsieur?“

„Gar nichts, Eminenz!“ erwiederte dieser kalt: „Nur nach Ihrem Befinden wollte ich mich erkundigen.“

„Ich bin, Gott sei Dank, im schönsten Wohlsein“, erwiderte der Cardinal mit kaltem Lächeln, und zog sich mit leichter Verbeugung zurück. —

Diese Audienz hatte das ruhige Blut des Gelehrten außerordentlich aufgeregt. Bleich vor Verdruß trat er auf die Straße hinaus, grade als eine glänzende Equipage vorfuhr. Seiner Neugierde Folge leistend, hielt er seinen Schritt an und sah eine schöne Frau aussteigen, deren goldblondes Haar ihm auffiel. — „Das ist sie!“ rief es in ihm, und vor sein Auge trat jener erste Morgen seiner Wanderung nach Nöthenitz. Damals und jetzt! Er warf einen Blick auf seine eigene stattliche Erscheinung, und erkannte den bescheidenen, demüthigen Winkelmann jenes Tages nicht wieder in dem heute so tief gekränkten.

Wenige Schritte weiter begegnete ihm der Pater

Contucci, Aufseher der Antiquitäten-Sammlung im Collegium der Jesuiten, mit dem er bei dessen Besichtigung eine Art Freundschaft geschlossen. Es war dies ein alter Herr von 70 Jahren, bekannt als ein großer Gelehrter. Sein Interesse an der Wissenschaft war jedoch ein höchst einseitiges, er ging damit nicht über Rom hinaus, und das ganze Ziel seines Strebens galt dem Erwerb neuer Alterthümer und ihrer Beurtheilung. Auf diesem Wege wandelte mit ihm der Prälat Baldini, mit dem er jeden Sonntag Abend zubrachte, und sich über die in ihrem Gebiete liegenden Begebnisse der Woche besprach. Seit er in Winkelmann eine gleich rege Leidenschaft für Entdeckungen von Alterthümern wahrgenommen, hegte er eine Art Hochachtung für ihn, und sprach sich zu seinem Nutzen warm über sein Wissen gegen die Römer aus, für die das Urtheil eines Gelehrten ihrer Stadt ein allein maßgebendes war.

Heute kam Contucci ihm nun mit der freundlichen Einladung entgegen, der Dritte in ihrem sonntäglichen Bunde zu sein, und ihre auserwählten Zusammenkünfte zu theilen.

Winkelmann wurde bei dem Antrage roth vor Vergnügen. Nichts konnte ihn höher ehren, nichts ihn

mehr erfreuen und nichts auch seinen Namen in Rom auf eine würdigere Weise bekannt machen, als die intime Freundschaft dieser anerkannt gelehrtesten Männer der ewigen Stadt, die seit langen Jahren Niemand würdig achteten, ihre Gesellschaft zu theilen.

Doch mäßigte er besonnen den Ausdruck seiner warmen Freude, und gab nur verbindlich seine Befriedigung zu erkennen; denn an diesem Orte der Form und des Scheines hatte er bereits die Wichtigkeit solcher Selbstbeherrschung einsehen gelernt, und bemühte darum in seinem Wesen das zu repräsentiren, wofür er von den Andern genommen zu werden wünschte: den Mann von Bedeutung, der sich vor Niemand beugt. Der unbefangene deutsche Gelehrte war in Rom bereits weltklug geworden. Allein einen Ausdruck mußte seine Freude doch finden, und so eilte er denn, nachdem er vom Pater Contucci geschieden, zu seinem Mengs. Er traf ihn speisend an, und nahm seinen gewöhnlichen Platz neben ihm ein.

„Also ein neues Triumvirat!“ rief dieser ihm Glück wünschend. „Cäsar Pompejus, Crassus! Hier heißt es Contucci, Baldini, Winkelmann! Und worin sollen Ihre Pläne zur Weltherrschaft bestehen? Was werden die gelehrten Drei zur Förderung der Kunst beschließen?“

„Vor allen Dingen: das Restauriren der Statuen!“ erwiderte Winkelmann ernst. „Ich habe sogar die Absicht darüber eine eigene Schrift zu verfertigen.“

„Sie wollen den verstümmelten Meisterwerken die fehlenden Glieder geben?“ fragte Maron. „Wer aber soll Ihnen diese zu ergänzenden Stücke liefern? Wo finden Sie den Künstler, um für die Werke eines Phidias und Praxiteles die Nasen, Ohren, Arme und Beine zu meißeln? Das Genie wird seine kostbare Zeit nicht an das Stückwerk wenden und der Handwerker nicht vollenden können, was das Genie geschaffen hat.“

„Ich denke doch,“ meinte Winkelmann bedächtig. „Es gehört dazu ja keine Erfindung, sondern nur ein fleißiges Auge, das zu sehen versteht, was dem Kunstwerke fehlt, und ich denke, man könnte großes Vergnügen an dieser Arbeit finden.“

„Der Meinung bin ich auch,“ nahm Raphael Mengs das Wort. „Nur muß man sich zu nichts Besserem berufen fühlen!“

„Jetzt laßt uns einmal nicht von Kunst sprechen,“ fiel die schöne Margarethe ein; „sondern von unserm Freunde Winkelmann. Betrachtet doch, wie stattlich er aussieht. Sollte das nicht etwas bedeuten?“

Sie sah ihn dazu schelmisch lächelnd mit ihren wunderschönen Augen an. Julie war roth geworden.

„Es bedeutet, daß ich Ihnen durch meine äußere Erscheinung gefallen möchte," erwiderte der Gelehrte, sie bewundernd betrachtend. „Ich bin so häßlich und Sie sind so schön. Da verfällt man endlich auf die zur Verbesserung seines Aussehens möglichen Mittel."

„Ach, nicht doch," sagte Margarethe gutmüthig, und schlug verweisend mit ihrer kleinen runden Hand nach ihm. „Wem so viel Geist aus den Augen leuchtet, der kann nicht häßlich sein."

„Ich werde eifersüchtig," rief Raphael Mengs lachend. „Meine Frau macht den Männern niemals Liebeserklärungen, diese Ausnahme muß etwas zu bedeuten haben."

„Das hat es auch," sagte sie schelmisch. „Unser Freund wird eine gute Partie für eine meiner Töchter sein, ich muß daher als Mutter ihn mir zu gewinnen suchen."

„Das nenne ich vorbauen?" rief Raphael Mengs lachend. „Es geht doch nichts über Weiberlist."

„Sapere ande, incipe!" wandte Winkelmann ein. „Jetzt möchte ich aber gar gern meine Beschreibung der Statue des Apollo vorlesen. Ich beabsichtige, sie an

Muzel-Stosch nach Florenz zu senden, um mir dadurch, so hoffe ich, diesen als Gönner zu gewinnen. Nun bedarf es aber erst Ihrer Billigung zur Bestätigung meines eigenen Urtheils."

„Wenn die Frauen sich eine Viertelstunde Schweigen auferlegen könnten, blieben wir hier beisammen," sagte Mengs, mit fragendem Blicke umhersehend. „Wir sitzen so traulich um den Tisch! Was meint ihr? Wollt Ihr zuhören?

„Wir sind ja vom Fach!" warf Concordia ein.

„Ich denke wir haben ein Recht darauf Herrn Winkelmanns Urtheil zu hören," sagte Julie schmeichelnd.

„Gut denn, so lesen Sie!" erwiderte Mengs, den Arm um seine Gattin schlingend. „Für diese hier stehe ich ein."

Winkelmann holte sein Manuscript aus der Tasche und begann:

„Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Sie übertrifft alle andern Bilder so weit, als des Homer's Apollo den, welchen die folgenden Dichter malten. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs und sein Stand zeigt

von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elisium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre, und spielt mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit Deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit über die Materie sich erhebenden Bildern zu erfüllen; denn hier ist nichts Sterbliches! Keine Adern noch Sehnen erhitzen diesen Körper; sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt."

„Er hat den Python, wider den er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seines Selbstgenügens geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen; der ihn beherrschende Unmuth bläht die Nüstern seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den ihn zu umarmen wünschenden Musen."

„In allen uns übrig gebliebenen, von der Kunst

verehrten Bildern des Vaters der Götter, nähert er sich der Größe, in welchem er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbart, nicht in dem Maße, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten darin, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirne des Jupiters mit durch ihr Winken seinen Willen verkündenden Augenbrauen; ein Mund, welcher dem geliebten Branchus die Wollust eingeflößt, und mit Großheit gewölbte Augen der Königin aller Göttinnen."

„Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, von einer sanften Luft bewegt um sein göttliches Haupt. Es scheint gesalbt mit dem Oel der Götter und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden."

„Ich vergesse alles Andere über dem Anblick dieses Wunderwerks der Kunst und ich nehme um das Wundervolle zu schauen, selbst einen erhabeneren Standpunkt ein."

„Mit Verehrung scheint sich meine Brust, wie wenn sie vom Geiste der Weissagung aufschwellte, zu erweitern und zu erheben und ich fühle mich fortgetragen nach Delos in die lycischen Haine: Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte; denn mein Bild scheint

Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion's Schönheit."

„Wie ist es möglich es zu malen und zu beschreiben? Die Kunst selbst müßte dazu meine Hand leiten, und die von mir hier entworfenen Züge ausführen. Ich lege den von diesem Bilde gegebenen Begriff zu seinen Füßen, gleich wie die Kränze derjenigen, welche das Haupt der von ihnen zu krönenden Gottheiten nicht erreichen konnten.

Hier schloß seine Beschreibung. Erwartungsvoll legte er sein Manuscript zusammen.

„Es ist mit schöner Wärme geschrieben," nahm Concordia Mengs das Wort, „und nach diesem Versuche durch die Sprache die Schönheit zu malen, möchte ich die Venus von Ihnen geschildert hören."

„Ich lieber den Laocoon," nahm Maron das Wort. „Ein Bild, das aus Handlung besteht, ist faßlicher in Worte zu kleiden und bietet dazu dankbareren Stoff als das eines durch die Form allein zu uns spricht."

„Da stimme ich Ihnen bei," fiel Raphael Mengs lebhaft ein. „Der Laocoon ist ein dramatisches Gedicht, dargestellt durch die plastische Kunst, und löst damit ihre höchste Aufgabe; denn es ist weit leichter eine

Empfindung zu geben, als ein durch das Schicksal aufgedrungenes Mißgeschick."

„Sie sind also mit meiner Schilderung nicht zufrieden?" fragte Winkelmann kleinlaut.

„Im Gegentheil! Sie gefällt mir außerordentlich, und ich bewundere Ihre Geschicklichkeit, den Eindruck eines Kunstwerkes in Worte zu kleiden."

Man sprach noch vielerlei hin und her über diesen Gegenstand, der alle gleich sehr interessirte, und schied spät von einander. Concordia bat Winkelmann beim Abschiede morgen in ihrem Atelier vorzusprechen, und ein von ihr entworfenes Bild zu beurtheilen; Julie dagegen wünschte, daß er ihr selbst sitzen möchte.

„So weit die Damen!" nahm Casanova das Wort. „Jetzt aber habe auch ich ein Anliegen an Sie. Die gelehrte Marchese Cheroffini hat ein paar Kameen geschenkt bekommen, deren Deutung keiner der hiesigen Savants unternimmt. Nun habe ich mich verbürgt, Ihnen würde es gelingen. Wollen Sie mein Wort gut machen, und mich morgen Abend zu ihr begleiten?"

„Wenn Sie es darauf wagen wollen, schließlich dort meine Unwissenheit an den Tag gefördert zu sehen?" erwiderte Winkelmann mit einer Bescheidenheit, hinter welcher sich mühsam die innere Selbstbefriedigung sich

auf solche Weise anerkannt und gesucht zu sehen, verbarg.

„Mag es darum sein!" erwiederte Casanova, ihm die Hand reichend. „Bekennen Sie Ihre Unwissenheit, wenn Sie als ein wahrheitsliebender Mann dazu im Stande sind."

Er begleitete ihn bis an die Thüre seiner Wohnung. Raketen stiegen, Leuchtkugeln tanzten unter dem hellen Himmel der südlichen Sommernacht; von unten herauf drangen von dem Piazza di Spagna die Töne des bewegten Menschenlebens zu ihnen empor.

„Wenn die Leute nur schlafen wollten, und es uns auch zu thun vergönnten," sagte Winkelmann ärgerlich. „Das Einzige, was mir das römische Leben verleidet, ist dieser Mangel an nächtlicher Stille."

„Fühlen Sie aber nicht auch zugleich die Schönheit dieser Nächte?" sagte Casanova mit leuchtendem Blicke den hellen Himmel messend. „Dieses Halbdunkel, diese Wollust der kühleren Luft nach des Tages Schwüle, dieses leise Säuseln in den Pinien neben dem geheimnißvollen Plätschern und Rauschen unserer Brunnen, das Alles erregt eine Poesie der Stimmung, welche keine nordische Nacht je gewährt, und blicken Sie dabei nun noch in das Auge eines von Ihnen geliebten Mädchens,

fühlen ihre süße Nähe, fassen ihre weiche Hand und neigen sich zu ihr, das Flüstern ihres Mundes zu vernehmen, dann — das glauben Sie nur — bedauert man den Schlaf der Nächte nicht, welche dem Wachenden solches Glück gewähren!"

Winkelmann sah ihn eine Minute lang überrascht an. Juliens Bitte fiel ihm plötzlich wieder ein.

„Ja so," sagte er, „Sie gehen spazieren, und nicht allein. Das mag seinen Reiz bieten. So haben Sie sich endlich über Ihre Empfindungen erklärt?"

„Erklärt? Was bedarf es da der Worte, wo das Auge Alles sagt?"

„Aber ein Mädchen will doch auch ihrer Sache gewiß sein. Sie möchte aus einem Liebhaber endlich einen Gatten werden sehen, und dazu bedarf es doch eines bestimmten Antrags? Ich würde, an Ihrer Stelle, bei dem Bruder fragen, denn bei Ihrem Talente und seiner Empfehlung wird es Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, eine Stellung zu erhalten, die Ihnen eine sorgenfreie Zukunft gewährt, um so mehr, da sie doch eine Miterwerbende ist. Machen Sie also die Sache lieber richtig; denn ich versichere Sie, es wird ihr eine große Beruhigung gewähren."

„Aber wie können Sie denn das wissen?" fragte Casanova erstaunt.

„Sie hat es mir ja selbst gesagt."

„Kennen Sie sie denn?"

„Welche sonderbare Frage!"

„Ich sehe nicht ein, warum sonderbar; denn sie hat mir nie ein Wort von einer Bekanntschaft mit Ihnen verrathen und wenn sie, trotz dem, hinter meinem Rücken mit Ihnen angeknüpft hätte, so würde ich an ihrer Tugend zweifeln und sie zur Stunde verlassen."

„Aber ich bitte Sie, wie kann man so aufgeregt sein!" sagte Winkelmann begütigend. „Es ist ja von keinem Anknüpfen die Rede! Warum sollte sie denn nicht mit mir sprechen?"

„Warum aber mir es verheimlichen, wenn ihr Gewissen rein war?" rief Casanova höchst verstimmt.

„Verzeihen Sie ihr das! Ein Mädchen hat seine Zukunft im Auge. Sie wollte von mir nur erfahren, ob Sie im Scherz oder im Ernste ihr von Liebe redeten, und das finde ich höchst verzeihlich, ja sogar ganz ehrenwerth."

„Ich denke anders über die Sache. Wenn es ihr nur daran liegt meine Frau zu heißen, und von mir ernährt zu werden, so mag ich sie schon nicht."

„Aber wie unbillig Sie sind! Bedenken Sie doch, daß die Zeit nicht still steht, die Blüthejahre eines Mädchens sind nur kurz, und Julie hat bereits die allererste Jugend hinter sich."

„Aber seit wann heißt sie denn Julie?" fragte Casanova halb lachend, halb ärgerlich.

„Vermuthlich seit ihr Vater ihr in der Taufe diesen Namen verlieh," erwiderte Winkelmann ernsthaft.

„Aber Sie scherzen; er hat sie ja immer Therese genannt."

„Therese?" wiederholte Winkelmann und trat erstaunt einen Schritt zurück. „Therese Concordia? Von der ist hier doch nicht die Rede? Sie hat sich ja für Maron entschieden, wie wir alle wissen; Julie dagegen hofft die Ihrige zu werden."

„Da hofft sie vergeblich!" rief Casanova laut auflachend. „Es ist mir noch nie eingefallen, mich um sie bewerben zu wollen. Also von ihr wollten Sie reden?"

„Allerdings!"

„Nein," sagte Casanova kopfschüttelnd, „mit dieser wanderte ich noch nie im Sternenschimmer."

„Also mit einer Anderen?" rief Winkelmann, das Mißverständniß begreifend.

„Einer ganz Anderen," erwiderte Casanova be-

tonend. „Mein Mädchen zählt sechszehn Sommer, ist schön und lieblich, wie der junge Tag, dabei unschuldig und unerfahren, so daß ich sie in ihrem Streben nach einer Erklärung meiner Absichten nicht wieder erkannte."

„Es ist also eine bloße Liebschaft?"

„Die, so hoffe ich, mit einer Heirath endigen soll, denn ich wünsche mir kein größeres Glück als ein so holdes Weibchen an meiner Seite zu sehen. Dort unten wohnt sie. Von hier aus erblicke ich ihr Stübchen und den Schimmer ihres noch nicht verlöschten Lichtes. Wahrscheinlich denkt sie an mich und kann darum nicht ruhen."

„Das ist ja die Stadt Paris, wo ich gewohnt habe?" rief Winkelmann, mit dem Ange der angedeuteten Richtung folgend.

„Ganz richtig. Und sie ist Ihres Wirthes jüngstes Töchterlein, ein Röschen wunderhold, das selbst meinen classischen Winkelmann entzücken könnte."

„Lassen Sie mich sie sehen!" rief dieser sehr warm.

„Hm! Kann ich es denn wagen?" sagte Casanova mit lächelndem Bedenken. „Bin ich sicher, daß Sie nicht, wie mit der Juno in der Villa Lodovisi, eine zu genaue Prüfung ihrer Reize anstellen wollen?"

„Bei meiner Seele! Ich will ihr nur auf drei

Schritte nahen!" rief der Gelehrte versichernd. „Ich möchte nur über Ihren Geschmack ein Urtheil fällen, ob Sie eine bloße gemeine Schönheit gewählt, oder ein wirklich classisches Profil für Ihre Kunst erobert haben?"

„Das sollen Sie entscheiden," sagte Casanova lachend. „Ob der Nasenrücken meiner Holden den griechischen Typus trägt, weiß ich wirklich nicht zu sagen, weil ich immer nur in ihre lieben Augen sah; — um deren willen ich ihr den Mangel auch verzeihen würde." Damit wünschte er Winkelmann eine gute Nacht.

Drittes Kapitel.

Die Conversazioni.

Der Cardinal Alessandro Albani genoß eines großen Ansehens im heiligen Collegium. Er führte den Titel Protector des deutschen Reiches, und verdiente ihn durch die demselben geleisteten Dienste. Der Abstand zwischen ihm und den übrigen Cardinälen war ein ungeheurer.

Nur auf den ausdrücklichen Wunsch Clemens XI. hatte er den geistlichen Stand gewählt, ohne Neigung für diesen Beruf zu hegen. Nach einem vielbewegten Leben zog er sich von allen Geschäften möglichst zurück, und widmete seine Zeit dem ruhigen Genuße der Gegenwart. Eine gut besetzte Tafel, ein Kreis von Freunden, das Interesse an den schönen Künsten und die Beziehungen zu der geistvollen und liebeswürdigen Marchese Cheroffini füllten seine Tage aus.

Er war ein hoher Sechziger; doch heitern Geistes, und selbst ein Augenleiden, das ihm mit Blindheit drohte, konnte seine Laune nicht umdüstern.

Der gelehrte Giacomelli speiste mit ihm. Man nannte diesen den größten Griechen in Rom, und staunte dessen Kenntnisse des Hellenenthums als etwas ganz Unerhörtes an. Der Cardinal Albani sah ihn oft und gern, weil er allein ihm Auskunft über die in seinem Besitze befindlichen Statuen und Kameen zu geben vermochte, bei denen nicht nur der künstlerische Werth, sondern auch die geschichtliche Bedeutung gar vielfach in Anschlag kam.

Heute nun überlegte er mit ihm den Bau einer Villa in griechischem Stile, worin alle seine Kunstschätze untergebracht werden könnten. Dabei ließen sie sich das lucullische Mahl trefflich schmecken und der Wein kreiste oft.

„Es soll sich in Rom ein deutscher Gelehrter aufhalten, dessen außerordentliche Kenntnisse der antiken Welt Baron Muzel-Stosch mir nicht genug rühmen kann," bemerkte der Cardinal im Laufe des Gespräches. „Er hat mir einen langen Brief darüber geschrieben. Ich glaube, indessen daß er sich irrt. Es ist ein Vorurtheil zu Gunsten des Landsmannes. Wir müßten

sonst schon davon gehört haben. Indessen will ich ihm zu gefallen, seine Bekanntschaft machen."

„Wie heißt er?" fragte Giacomelli neugierig.

„Ich kann mir den Namen nicht merken; muß aber den Brief noch bei mir tragen."

Damit zog er das Schreiben seines florentiner Correspondenten aus der Tasche und las die bezügliche Stelle daraus vor.

„Das ist ja derselbe, welchen der Pater Contucci zu seinen Sonntagsverhandlungen mit Baldini eingeladen hat," nahm Giacomelli das Wort.

„In der That, hat er das?" rief der Cardinal hoch aufhorchend. „Denn allerdings kann es kein unbedeutender Mann sein."

„Nicht anders möglich, sonst hätten jene Beiden ihn nicht eingeladen."

„So muß er nicht nur ein guter Grieche, sondern auch ein bedeutender Archäologe sein, und Muzel-Stosch schreibt mir da von einer Schilderung der Statue des Apollo, die ihn förmlich für den Mann begeistert hat. Das ist ja ein rechter Schatz für uns. Grade jetzt könnte ich von seinen Kenntnissen den besten Nutzen ziehen."

„Ich möchte ihn selbst kennen lernen," fiel Giaco-

melli ein. „Denn nachdem ich so viele Jahre den Genuß des Austausches entbehrt, weil Niemand hier etwas von der classischen Literatur verstand, und ich mich über das Geschwätz der Unwissenden nicht ärgern wollte; wäre es ein wahrer Fund für mich endlich am Abend meiner Tage auf einen meiner würdigen Gefährten zu stoßen."

„Sie werden ihm auf den Zahn fühlen und Ihr Urtheil soll mir maßgebend für den Werth des Mannes sein, denn aufrichtig gesagt, mache ich mir nicht viel aus den Deutschen, und ziehe sie ungern in meine Nähe. Sie haben keine angenehmen Formen des Umgangs, und sind pedantisch und rechthaberisch."

„Wenn aber gründliches Wissen dahinter steckt, dann kann man die kleinen Schatten übersehen."

„Ja dann!" rief der Cardinal beistimmend. „So thun wir ja auch mit dem Chevalier Mengs, dessen eminentes Talent uns Alle zur Bewunderung hinreißt. Er hat wieder köstliche Sachen angefertigt! — Ich möchte in meiner Villa auch etwas von ihm anbringen können."

„Eminenz scherzen!" rief Giacomelli entsetzt. „Unter die Schätze des Alterthums diese bunte Schmiererei unserer Tage? Das paßte ja wie eine Faust aufs Auge!"

„Sagen Sie es mir!" erwiederte der Cardinal kleinlaut. „Ich habe das auch schon gedacht. Dennoch kann ich mich nicht von dem Wunsche los machen, den größten Maler unserer Zeit in meiner Villa aufzuführen."

Giacomelli setzte sein Glas an die Lippen, und antwortete nicht. Die Rede des Cardinals hatte ihn verstimmt. Er verachtete die Gegenwart zu sehr, um ihr ohne Groll irgend ein Lob ertheilen zu sehen. Eintretender Besuch unterbrach die fernere Unterhaltung über diesen Gegenstand.

Sie fuhren darauf spazieren. Nach dem Monte Pincio einbiegend begegnete ihnen die Equipage des Cardinal Passionei, an dessen Seite ein unscheinbarer Fremder saß. Gleich darauf fuhr auch Archinto, im stattlichen Aufzug eines Gouverneurs, begleitet von Garden und zwei ihm folgenden Carossen, die Köpfe der Pferde mit schwarzen Franzen geziert, an ihnen vorbei.

„Wie dumm und aufgeblasen er aussieht!" rief der Cardinal Albani ihm nach. „Seit ihn der Papst zum Gouverneur von Rom gemacht hat, bläht er sich auf, wie ein Frosch, der Gras gefressen hat. Wie kann der Heilige Vater ein solches Wohlgefallen an seinen

dummen Späßen finden, um ihm dafür mit einem Posten zu lohnen, wo er nur Unheil anrichtet?

„Benedict ist alt, mit achtzig Jahren wird der Mensch unzurechnungsfähig," erwiderte Giacomelli gelassen.

„Nicht doch, so weit ist es nicht mit ihm! Er scherzt nur gern, und will erheitert sein. Indessen finden sich dazu doch noch Leute, ohne daß man Ihnen so unverantwortlich lohnt!"

„Archinto wird es nicht lange machen, er sieht aufgedunsen aus, ihn muß der Schlag rühren."

„Sie sind ja ein rechter Unglücksprophet", rief Albani lachend. „Lassen Sie ihn das nicht hören, oder er verbannt Sie aus dem Weichbilde unserer Stadt. Ich hörte neulich eine Dame von ihm sagen, man sterbe in seiner Gesellschaft von Dummheit *). Sie sehen also, welch' ein gefährlicher Mann er ist. Aber zu sparen versteht er! Wenn ich diese Geschicklichkeit nur von ihm erlernen könnte! Es soll zwischen ihm und der schönen Gräfin Branciforti oft zu lebhaften Streitigkeiten über diesen Punkt kommen; denn so sehr er auch in sie verliebt ist, so knausert er doch und will sie nicht auf dem Fuße unserer Damen erhalten."

*) Gorani über Rom.

„Wer ist sie eigentlich?“ fragte Giacomelli mit abwesender Miene; denn im Grunde interessirten ihn diese Verhältnisse durchaus nicht.

„Ja, darnach fragt man nicht!“ erwiederte der Kardinal lachend. „Unser Leben gleicht dem Spiegel eines Flusses, in den man nur den Stein zu werfen braucht, um seine Oberfläche zu trüben; darum, je weniger man die glatte Fläche beunruhigt, desto besser gleitet man auf dem Strome fort.“

Den Abend brachte der Kardinal, wie gewöhnlich, bei der Marchese Cheroffini zu.

Glänzend erleuchtete Räume empfingen hier eine glänzende Gesellschaft. Außer dem Papste, welcher nicht außerhalb seines Palastes erscheinen durfte und im Vatican oder auf Monte Cavallo das Leben eines Gefangenen führte, empfing jeder Kardinal Abends seine Freunde bei einer auserwählten Dame und genoß damit der Annehmlichkeit einer Häuslichkeit, wie sie nur ein weiblicher Sinn zu gewähren vermag, ohne die Gebundenheit eines Familienoberhauptes zu empfinden, dem die Gattin in den kleinen Vorkommnissen des Lebens auf jedem Schritte eine mahnende, hemmende Begleiterin ist. —

Im Ganzen glich das Römische Leben völlig dem

des heutigen Paris; nur daß der Schein dort Alles deckte, während er hier Alles offen läßt.

Die Marchese empfing den Kardinal, wie sie ihre übrigen Gäste empfing; man bemerkte von ihrer intimeren Beziehung nichts. Er trug sein Priesterkleid, seinen Mantel, seinen Hut, wie einen Chapeau bas, unter dem Arm, und ging von der Wirthin zu den übrigen Gästen. Sie nahm indessen an einem Spieltische Platz.

Man plauderte und lachte. Priester jeden Ranges machten schönen Damen den Hof, deren Zahl, wie in Rom gewöhnlich, die bei Weitem geringere war. — Es war ein lebhaftes Durcheinander. Erfrischungen wurden dazwischen gereicht. Diese bestanden aus in Obelisken und Pyramiden aufgesetztem Gefrorenen und kühlenden Getränken. Die meisten der Gäste standen. Die Eminenzen spazierten hin und her, wie Bienen, die Honig suchen, die Laien mußten sie beständig grüßen und sich in Acht nehmen, nicht auf die ungeheure Schleppe ihres weiten Gewandes zu treten. Sie schauten dabei groß und vornehm umher, während die Prälaten gebückt und demüthig dastanden und dadurch selbst körperlich kleiner in ihrer Nähe erschienen.

Tagesneuigkeiten, Ausgrabungen in Herculanum,

der aufgefundene Kopf einer Pallas waren das Gespräch des Abends. Um die Vorgänge in der Welt bekümmerte sich Niemand. Der siebenjährige Krieg regte damals ganz Europa auf; nur Rom blieb kalt bei den großen Ereignissen; denn was hatte der Kirchenstaat dabei zu gewinnen und zu verlieren?

Jetzt trat Casanova mit Winkelmann in das Zimmer. Die Marchese gab ihre Karte ab und erhob sich. Sie wollte über ihre Kameen Auskunft haben. So wie ihr der deutsche Gelehrte vorgestellt war, kam sie ihm auch mit der wichtigen Frage wegen des Werthes dieses neu erstandenen Juwels entgegen. —

Winkelmann war nun auf seinem Gebiete und hatte in wenigen Minuten die ganze Gesellschaft und alle Prälaten und Eminenzen der Erde vergessen. Ohne zum Sitzen aufgefordert zu sein, suchte er nach einem Stuhl und ließ sich damit vor einem mit acht Kerzen bedeckten Kandelaber nieder, um hier, in grellster Beleuchtung, die Prüfung anzustellen. Er beschaute das Kleinod und sprach dabei seine Gedanken laut vor sich hin aus. „Ein herrliches Stück!“ rief er begeistert. „Amor und Psyche stellt es kosend dar! Die Arbeit ist von wunderbarer Schönheit!“

Diese laut gesprochenen Worte erregten Aufmerk-

samkeit. Man sah die Wirthin vor dem hier sitzenden Gaste stehen und wollte die Ursache dieses Ueberspringens aller Etikette erfahren. Nach und nach sammelte sich ein Kreis, den jede Minute vergrößerte. Kardinal Albani, im eifrigen Gespräche mit der Herzogin Bracciano, wurde von dieser auf das Zusammenströmen der Anwesenden aufmerksam gemacht.

„Lassen Sie uns sehen, was vorgeht!" sagte sie, ihm voranschreitend.

Man machte Beiden sogleich Platz.

„Wer ist der Redende?" flüsterte Kardinal Albani der Marchese Cheroffini zu, sobald seine Stimme ihr Ohr erreichen konnte.

„Stille, Eminenz!" erwiederte sie, ihren weißen Finger auf die Korallenlippen legend. „Es ist Winkelmann!"

„Ach!" rief der Kardinal vor sich hin, und lieh nun gleichfalls sein Ohr.

Zum Glück hatte der Aufenthalt in Rom unsern Gelehrten schon so weit mit der Sprache vertraut gemacht, um sein Gutachten, selbst im Sturme seiner Kunstgefühle, ohne gar zu gebrochenes Italienisch abgeben zu können, sein wirklich sinniges Urtheil fand daher offene Ohren und allgemeine Anerkennung.

„Stellen Sie mir den Mann vor!" verlangte der Kardinal Albani.

„Casanova wird es thun!" erwiederte die Marchese, deren Würde sich nicht mit einem solchen Akte der Höflichkeit vertrug, und rauschte nun wieder an ihren Spieltisch zurück. Indessen genoß Winkelmann der großen Ehre, sich mit dem Ausgezeichnetsten aller römischen Kardinäle unterhalten zu dürfen.

„Speisen Sie morgen bei mir", sagte dieser. „Ich wünsche Sie über Verschiedenes zu befragen."

„Ich werde in den Frühstunden Euer Eminenz meine Aufwartung machen," erwiederte Winkelmann vor freudiger Ueberraschung ganz außer sich; doch der Warnung seines Mengs eingedenk, nirgends arm und suchend zu erscheinen, sollte der Cardinal nicht glauben, es liege ihm das Geringste an seinem guten Mittagsessen. Ihm schwindelte und er winkte Casanova sich mit ihm zu entfernen.

Draußen angekommen, setzte er sich auf einen Stein, um Athem zu schöpfen. Die Lobsprüche, die Anerkennung seines Wissens, und schließlich die Einladung — das hatte ihn förmlich betäubt.

„Sagte ich es nicht?" rief Casanova jubelnd: „Habe ich nicht Ehre mit Ihnen eingelegt? — Schade daß

ich nicht eine Wette darauf einging, dann stände ich hier als der Gewinnende vor Ihnen, während mir nun nur das Zusehen bei der Ihnen zu Theil gewordenen Auszeichnung bleibt!"

„Es ist zu viel!" stöhnte Winkelmann. „Alles Blut sitzt mir im Kopfe. Ich ertrage es nicht."

„Das wäre noch lustiger!" rief Casanova lachend. „Man muß Sie also übersehen und schlecht behandeln, damit Ihnen wohl zu Muthe werde? — Ich dächte, Sie könnten nicht ganz arm an solchen Erfahrungen sein, und sollten darum der Fortuna ja kein böses Gesicht machen, wenn sie jetzt endlich Sie anlächelt."

„Das thue ich auch nicht," sagte Winkelmann weich. „Nur hat sie mich so lange darauf warten lassen, bis mir die Kraft zum Ertragen besserer verloren gegangen ist."

„L'appetit vient en mangeant," sagte Casanova lachend. „Sie werden sich wundern, wie schnell Sie sich an die neue Rolle gewöhnen, und ich bitte Sie dann nur nicht in das andere Extrem überzugehen."

„Wie so?"

„Ich meine, daß Sie so anmaßend werden, wie Sie jetzt bescheiden sind; denn meistens macht die Eigenliebe diesen Sprung.

„Bin ich denn auch bescheiden?" sagte Winkelmann kopfschüttelnd. „Ich glaube Sie sind da im Irrthum. Ich bin mir recht gut bewußt, mehr zu wissen, als Viele, und grolle über den Mangel an Werthschätzung, der eine Folge der Dummheit ist; denn das Gemeine sucht immer nur das Gemeine; wer auf den Höhen wandelt, kann nicht erwarten von denen in der Tiefe erkannt zu werden."

„Die Rede war allerdings von Demuth ziemlich fern," rief Casanova lachend. „Ich meine, es müsse auch solche Käuze geben. Daß die Einen dies, die Andern jenes treiben, begreift sich schon," sagt Horaz; „doch daß es Leute gibt, die keine Stunde lang desselben Sinnes bleiben, das ist gar sehr betrübt. Dieser Ansicht trete auch ich bei. Ich liebe die Consequenz. Jetzt aber lassen Sie uns weiter gehen, sonst wird es zu spät."

„Wollen Sie mich denn wirklich noch einmal heute Abend in einen so glänzenden Kreis führen?" fragte Winkelmann seufzend. „Ich glaube wirklich, daß diese eine Conversation mir genügt.

„Frisch gewagt ist halb gewonnen!" rief Casanova ermunternd und faßte ihn unter den Arm, ihn mit fortzuziehen.

Sie bogen in die Via di Ripetta ein und traten hier in einen Palazzo, wo die Diener an der Pforte sogleich ihre Namen forderten und weiter schrien, so daß sie wie ein Lauffeuer sich selbst voraneilten. Winkelmann fand diese laute Ankündigung gar nicht nach seinem Geschmack und wäre vielleicht entschlüpft, hätte Casanova ihn nicht festgehalten. Diesen belustigte das Debut dieses deutschen Gelehrten und innerlich nannte er sich einen Bärenführer, dem ein ganz absonderliches Thier anvertraut sei.

Die Gesellschaft in den Zimmern war zahlreich; bestand jedoch auch hier meistentheils aus Geistlichen, nur wenige Damen mischten sich unter diese. Es ist dies ein allgemeiner Uebelstand der geselligen Kreise in Rom. Oft zählt man hier dreißig Herrn auf eine Dame *), wodurch der Reiz dieser Zusammenkünfte sehr vermindert wird.

Man stand in Gruppen umher. Casanova begrüßte einige ihm bekannte Prälaten und ging dann die Reihe der Zimmer durch, um der Wirthin sein Kompliment zu machen. Diese saß in einem Kabinet am Spieltische. Der junge Künstler wartete, bis ihr

*) Gorani über Rom.

Blick ihn traf und verbeugte sich dann ehrfurchtsvoll. Eine leichte Bewegung ihres Hauptes war die Erwiderung. Dann spielte sie weiter. Nochmals hob sie bald darauf ihr Auge zu ihm empor und jetzt streifte es Winkelmann. Auch dies Mal spielte sie unbefangen weiter, doch war sie todtenbleich geworden und hielt den Blick nun fest vor sich hingerichtet, während die Karte iu ihrer Hand zitterte. Casanova faßte Winkelmanns Arm und zog ihn mit sich fort.

„Wer ist sie?" fragte dieser.

„Die Dame vom Hause, die Marchese Braciforte", sagte Casanova. „Was haben Sie mit ihr?"

„Die wäre das?" erwiederte Winkelmann ungläubig.

„Nun ja; wer sonst? — Sie haben sich wohl in sie verliebt? Sie sind ja außer sich. Doch hat sie, so viel ich weiß, durchaus keinen klassischen Nasenrücken."

„Aber goldblondes Haar!"

„Ich wußte nicht, daß Sie auch dafür eine Schwäche besäßen", sagte Casanova scherzend. „So hat Ihr griechisches Herz doch verschiedene verwundbare Seiten."

„Das ist zu wunderbar! Also Marchese Braciforte

nennt sie sich? Das muß ich morgen sogleich der kleinen Stubenfegerin mittheilen."

„Wem? Ihrer Stubenfegerin? Haben Sie mit dieser ein Verhältniß?" fragte Casanova neckend.

„Welche Voraussetzung!" rief Winkelmann empört. „Welche leichtsinnigen Gedanken in dem Haupte eines solchen jungen Künstlers Raum finden, das weiß Gott! Nein, ich rede von der Stubenfegerin des Heiligen Vaters."

„Ist sie hübsch?"

„Davon ist gar nicht die Rede!"

„Ich frage nur! Es muß doch irgend ein Grund stattfinden zu Ihrem vertrauten Verhältniß zu einer solchen Frau."

„Von Vertrauen ist hier nicht die Rede; ich habe die kleine Person nur einmal bei Polenta und Schweinscarbonnaden gesehen; allein ihre wunderbare Geschichte und ihre Beziehung zu dieser Braciforte ist höchst interessant."

„Sie machen mich neugierig!" erwiederte Casanova. „Ein Mann der antiken Welt, wie Sie, hat wenig Sinn für die Begebenheiten des gewöhnlichen Menschenlebens, außer wenn Homer sie Ihnen wiedererzählt. Nie habe ich Sie eine Geschichte vortragen

hören! Um so gespannter bin ich auf die Beziehung der Gräfin Braciforte zu der Stubenfegerin des Heiligen Vaters."

„Es lohnt meistens nicht, seine Zeit damit zu verlieren; — außer wenn man plastisch gestalten kann; in diesem Falle jedoch —"

Hier unterbrach er sich, weil sein Begleiter eine tiefe Verbeugung vor Jemand machte, den er nicht gleich entdecken konnte; sich umsehend, fiel sein Auge auf die hohe, stattliche Gestalt Seiner Eminenz des Kardinals Archinto. Auch dieser erkannte nun Winkelmann und erwiderte dessen freundlichen Gruß mit einer so herablassenden Freundlichkeit, daß dieser erstaunt und fragend seinen Begleiter mit seinen Blicken um die Ursache dieser Huld befragte. Doch Archinto nahte sich bereits, um ihm selbst dies Räthsel zu lösen.

„Ich sah Sie heut mit dem Kardinal Passionei auf dem Monte Pincio", redete er ihn an. „Wenn Sie diesen besuchen können, warum nicht auch mich?"

„Ich speiste bei Seiner Eminenz," erwiderte Winkelmann mit Betonung.

„So?" erwiederte Archinto gedehnt. — „Nun, so speisen Sie morgen bei mir!" setzte er gnädig hinzu.

„Ich bedaure, von dieser Einladung keinen Gebrauch

machen zu können, da Se. Eminenz der Kardinal Albani bereits so huldvoll waren, mich zu Tisch zu bitten."

Wirklich!" sagte Archinto, und sah ihn groß von oben herab an. „Dann erwarte ich nichts desto weniger Sie in den nächsten Tagen bei mir zu sehen; denn ich habe mit Ihnen zu reden." Damit wandte er ihm den Rücken. —

„Jetzt wollen sie mich Alle!" sagte Winkelmann kopfschüttelnd; „doch quid valet?"

Viertes Kapitel.

Mädchensehnsucht.

Therese Concordia Mengs und ihre Schwester Julie hatten sich ein Zimmer im Hause ihres Bruders zum gemeinsamen Atelier eingerichtet. Seit ihr Vater sich mit seiner Köchin verheirathet, war ihnen das Zusammenleben mit diesem unerquicklich, die Abhängigkeit von einer solchen Stiefmutter eine nicht zu ertragende Pein geworden; sie zogen es daher vor, sich der väterlichen Obhut zu entziehen.

Beide waren geschickte Miniatur-Malerinnen, und ihre Arbeiten fanden reißenden Abgang. Concordia bewies jedoch das überwiegende Geschick, besonders was die Aehnlichkeit und die Grazie der kleinen Portraits betraf. Auch machte ihre kräftige Gesundheit sie befähigt, an-

geſtrengt zu malen, während Julie oft erſchöpft den Pinſel aus der Hand legen mußte.

Sie hatten eine ſtrenge Schule durchgemacht. Nicht das Vergnügen war ihrem Vater die Lebensaufgabe, und nicht das Glück als Ziel aller Beſtrebungen ſeinen Kindern genannt; ſondern die Freude an ihrer Thätigkeit. Etwas Tüchtiges zu leiſten, das allein hielt er für die große Aufgabe eines Jeden, und machte auch für die Frauen keine Ausnahme mit dieſer Anforderung. Gewohnheit, die große Mutter ſo vieler unſerer Eigenſchaften, hatte ſeinen Kindern die Arbeit zum Bedürfniß gemacht, und ließ ſie jedes Ruhen davon wie eine Art Verſündigung an dem Zwecke ihres Daſeins betrachten. Es fiel ihnen nie ein, ihrem Körper die nothwendige Erholung zu geſtatten; das dolce far niente des römiſchen Lebens betrachteten ſie mit der ſtillen Verachtung, welche der Thätige ſtets dem Müßiggehenden zollt. Raphael Mengs bezahlte mit einem frühen Tode dieſes Aufbieten ſeiner Kräfte, und Julie ging einem noch böſeren Geſchick entgegen; nur die unüberwindliche Natur einer Concordia konnte dem ungleichen Kampfe Trotz bieten.

Bei allen Perſonen, welche dem Verſtande eine überwiegende Rolle einräumen, bleibt die Empfindung

diesem unterthan und äußert sich nur im Einverständnisse mit der Vernunft. Dies war bei Concordia der Fall. Ihre Schwester dagegen besaß ein schwaches Urtheilsvermögen, und ließ sich gern durch die Eingebungen des Herzens bestimmen, das dann oft seltsame Launen zeigt. Wie alle schwachen Wesen, verlangte sie sich anzulehnen, suchte sie eine Stütze, einen Halt im Leben zu gewinnen. Sie wollte geleitet sein und dennoch folgte sie dem sich ihr bietenden Rathe nur selten. Unzufrieden in sich, weil ihr das klare Bewußtsein der Richtigkeit ihrer Ansichten und ihres Thuns fehlte, immer schwankend, nie selbstgewiß, sehnte sie sich unbeschreiblich nach einem Etwas, das sie mit sich versöhne, und nannte dies Etwas die Liebe eines Mannes.

Sie wünschte Jemand zu finden, der alle ihre Handlungen billigte. Dies Verlangen, das man irrthümlich Eitelkeit nennt, entspringt aus der Unselbstständigkeit, aus dem Mangel an Urtheil, und dem Bedürfniß der Approbation. Die Natur der Frau bedarf der Einigung mit sich selbst, der inneren Harmonie. Diese giebt die Ehe nur in den seltenen Fällen, wo der Gatte der geistige Berather seines Weibes, ihr Führer, ihr besseres Selbst wird; meistens aber ist sie mit ihrem

schwankenden Urtheil, auch verheirathet, sich eben so sehr selbst überlassen, wie sie als Mädchen es war, und findet nicht die ersehnte Billigung, nicht das gehoffte Glück und auch nicht den Frieden des Gemüthes, nach dem sie trachtete.

Die drei Geschwister hatten ihre Jugend gemeinsam zugebracht, ihre Beschäftigung, ihre Leiden, die Strenge des harten Vaters, das Ziel ihrer Wünsche dem Drucke des Elternhauses zu entgehen, war das gleiche gewesen. Hier erst in Rom begannen ihre Lebenswege sich zu scheiden.

Raphael führte ein schönes junges Weib heim, welches sich die Aufgabe stellte, ihren Gatten ganz für sich zu gewinnen, und, unter dem Rathe eines verständigen Beichtvaters, ihren Vorsatz vortrefflich ausführte.

Die Schwestern wurden nun Nebenpersonen. Um so inniger schlossen sie sich aneinander.

Jetzt kam Maron noch hinzu; sein wachsendes Interesse für Concordia, deren Zuneigung dem talentvollen jungen Mann mit dem Versprechen ihrer Hand lohnte, ließ Julie, wie sie meinte, vereinsamt zurück. Der Wunsch, da Alles sie verließ, einen Ersatz zu finden, stieg nun täglich heißer in ihr empor. „Warum liebt mich Niemand?“ fragte sie sich traurig und ließ muth=

los die Palette ihrer Hand entsinken. Wozu diente ihr die Kunst, wenn sie damit ein einsames Leben führen sollte? — Bald, sehr bald, sollte Maron ihre Schwester heimführen, und sie dieses Atelier allein bewohnen. Mit thränendem Auge sah sie diesem Tage entgegen, und wünschte, daß es ihr letzter sein möchte, wofern nicht vorher eine Aenderung ihres Schicksals eintrete. —

Sie hatte diese Aenderung in einer Erklärung Casanova's erwartet. Es kam ihr so natürlich vor, diesen an sich gefesselt zu sehen, während Maron ihre Schwester suchte. Sie sah keinen Grund ein, warum er ihr nicht zugethan sein solle, und lieh seinem Betragen alle jene Deutungen, die ihre Wünsche verwirklichen konnten.

Oftmals hatte sie mit Concordia über diesen Gegenstand sprechen wollen, allein diese sah sie dann jedesmal mit ihren großen, klugen Augen so fragend und so traurig an, daß sie die ihrigen davor senkte. Sie mußte ihre Verheirathung aus irgend einem ihr fremden Grunde nicht wünschen, weil sie auf diesen Gegenstand so wenig einging.

Sie hatte sich darum an Winkelmann gewandt, damit dieser eine Entscheidung ihres Schicksals herbeiführe. Auch darüber waren Wochen vergangen, Wochen

der peinlichsten Erwartung für sie, in denen sie dessen Saumseligkeit zu erklären suchte, und keinen andern Grund aufzufinden vermochte, als daß dieser sie selbst liebe, Absichten selbstauf sie hege.

Er hatte versprochen, die Schwester in ihrem Atelier aufzusuchen. Erwartungsvoll sah Julie seinem Kommen entgegen. Seit mehreren Tagen kam sie in ihrer Unterhaltung stets auf ihn zurück, so daß Concordia, dadurch aufmerksam gemacht, eine entstehende Neigung bei ihrer Schwester befürchtete, die ihr, den obwaltenden Verhältnissen nach, hoffnungslos erschien. Wie leicht diese sich über die Gefühle der Männer täusche, war ihr bekannt; sie wollte also dies Mal vorzubeugen suchen.

„Ich möchte Winkelmann ersuchen, mir zu sitzen," begann sie das Gespräch. „Er hat ein ausdrucksvolles Gesicht. Nur die Perrücke ist nicht malerisch. Ich weiß nicht, was ihn bestimmt haben mag, sich mit diesem falschen Haarwuchse zu schmücken! Ein Gelehrter und ein Mann in seinen Jahren sollte gleichgültig gegen sein Aeußeres sein."

Julie erröthete.

„Wie alt hältst Du ihn denn? — Höchstens im Anfang der Vierzig, und das ist nicht zu spät, um ge-

fallen zu wollen; ja es scheint mir grade der geeignete Moment, um an die Wahl einer Lebensgefährtin zu denken," sagte sie mit Betonung.

„Du meinst, er gehe darauf aus?"

„Es scheint mir so."

„Ich glaube, Du irrst."

„Warum?"

„Seine Lage ist durchaus nicht der Art, um die Sorge für eine Familie auf sich nehmen zu können."

„Er müßte eine Frau wählen, welche sich selbst zu erhalten verstände. Mit Dir und Maron ist dies ja auch nicht anders."

„Nur daß ein talentvoller Künstler ganz andere Aussichten hat, wie ein Gelehrter."

„Den Unterschied möchte ich nicht machen. Winkelmann gewinnt mit jedem Tage an Geltung und Ansehen."

„Aber sein Wissen bringt ihm nichts ein."

„Das kann noch kommen."

„Meine Ansicht ist, daß er sich nie verheirathen wird."

„Warum nicht?"

„Er ist durch und durch Junggeselle, d. h. voll Eigenthümlichkeiten, die ihm nicht mehr zu nehmen sind."

„Eine verständige Frau fügt sich darein."

„Ich wette aber mit Dir, daß er sich nie an eine Häuslichkeit binden wird. Er denkt nicht daran. Seine Sehnsucht sind Reisen. Neapel sehen, in Florenz die Kunst bewundern, seinen Fuß auf den Boden Griechenlands setzen: das sind seine Träume von Glück."

„Meiner Meinung nach können diese ihm dabei bleiben", sagte Julie fast empfindlich. „Es scheint Dir jedoch ein Vergnügen zu machen, meine Ansichten zu widerlegen; so sei es. Die Zeit wird ja erweisen, wer Recht hat."

„Nein, nicht die Zeit, sondern der Moment soll es thun. Ich werde die Gelegenheit benutzen, ihn über diesen Gegenstand auszuforschen", fügte sie leise hinzu, denn in dem Augenblick hörte man Schritte und damit zugleich zeigte sich das Haupt Winkelmanns in der nur angelehnten Thür. Freundlich grüßend trat er ein.

„Zwei beneidenswerthe Sterbliche!" sagte er heiter. „Im Dienste des Schönen beschäftigt! Der Maler hat vor dem Schriftsteller doch einen großen Vortheil; denn selbst wo die Hand nur Technisches ausführt, genießt das Auge; unsere Buchstaben aber gewähren im Anschauen wenig Freude, und erst, wenn die Phantasie

uns zu Hülfe kommt und die Worte zu Bildern gestaltet, genießen wir das Produkt der eigenen Gedanken. Dies jedoch uns vorzuführen, sind wir nicht zu allen Stunden befähigt."

Concordia rückte ihm einen Sitz neben sich.

„Wir lassen Sie heute so schnell nicht wieder los", sagte sie. „Sie sind uns ein so seltener Gast, wir genießen so wenig Ihre Unterhaltung, mit meinem Bruder gehören Sie diesem so ganz, daß wir nun die Gelegenheit recht beim Zopfe festhalten wollen, uns über so manches uns auf dem Herzen Ruhende Auskunft zu erholen."

„Sie beschämen mich", erwiderte Winkelmann. „Wie könnte ich einer so geübten und talentvollen Künstlerin bei ihrer Arbeit nützen?"

„Durch Ihren Geschmack. Mein Bruder hegt eine so hohe Meinung von Ihrem Auge, daß er neulich äußerte: Ihr Urtheil würde eines Tages maaßgebend sein und man würde in Rom schließlich das nur noch schön finden, was Sie so genannt."

„Sagte er das?" rief Winkelmann vergnügt. „Der liebe, herrliche Mann! Wüßte er nur, wie ich ihn verehre und liebe! Was danke ich ihm nicht Alles! Nie wäre ich das geworden, was ich bin, ohne seinen

Umgang, ohne diesen werthvollen Austausch der Gedanken über das Erhabene und Schöne in dem ganzen, weiten Gebiete der Kunst! Denn nur er strebt hier dem Höchsten nach, wie ich es thue; nur er verehrt das klassische Alterthum, und sucht durch Bereicherung des Verstandes das Willkürliche auf dem Gebiete des Schönen zu beschränken."

„Es freut mich, Sie jetzt so ganz hier eingelebt zu finden, daß wir Sie zu verlieren nicht mehr fürchten dürfen", erwiederte Concordia, ihrer Absicht getreu, auf die Pläne für seine Zukunft übergehend. „Sie haben jetzt warme Verehrer hier, und Freunde, die Sie nicht gerne aufgeben möchten; so wird sich denn auch eine feste Beziehung zu diesen herausstellen und das alte Rom Sie schließlich zu seinen Bürgern zählen, wie auch wir es im eigentlichen Sinne des Wortes sind.

„Bis dahin ist noch ein weiter Schritt — den ich vielleicht nie thun werde", sagte Winkelmann seufzend; „denn erstlich bietet man mir hier bis jetzt gar keine mir passende Anstellung und dann auch sehne ich mich doch die Heimath wiederzusehen und die dort zurückgelassenen Freunde. So werde ich schließlich wohl in Sachsen mein Zelt aufschlagen."

„Das eilt noch nicht", warf Concordia ein. „Ver-

suchen Sie erst, ob Ihnen die neuen Freunde nicht hinreichend lieb werden können, um die alten darüber zu versäumen; dann ist es immer noch Zeit, an einen Hausstand zu denken."

„An einen Hausstand?" fragte Winkelmann, und sah sie erstaunt mit großen Augen an. „Den zu gründen, gehe ich nicht nach Sachsen. Das wäre der letzte Gegenstand meiner Sehnsucht."

„Ich hoffte, Sie würden Maron's Beispiel folgen", gab sie lächelnd zurück; „denn Sie müssen doch zugestehen, daß es ein recht gutes ist, nicht so?"

„Gewiß, was seine Wahl betrifft", sagte Winkelmann, Concordia's Profil mit seinen Augen messend. „Es liegt wirklich etwas recht Klassisches in Ihrer Physiognomie."

„Sie meinen, nur das habe ihn zu mir hingezogen?" erwiederte sie hell auflachend. „Sie drolliger Mann! Kann das Herz denn nicht auch ohne das Auge Befriedigung finden; ist denn die treue Liebe eines Weibes von so geringem Werthe für Sie, daß Sie nur an den Nasenrücken bei der Wahl einer Lebensgefährtin denken würden?"

„Da sei Gott vor!" rief Winkelmann und legte seine Hand betheuernd auf den Arm der Künstlerin.

„Niemand ist der Liebe bedürftiger, wie ich es bin; die Freundschaft scheint mir das höchste Glück des Lebens, ihr würde ich Alles opfern! Ich suche sie, ich strebe ihr nach, und wünsche geliebt zu werden wie Keiner; doch ist es mir nie gelungen, eine dauernde Neigung einzuflößen, weil ich zu unschön, ungelenkig und unliebenswürdig bin."

Julie warf ihrer Schwester einen vielsagenden Blick zu.

„Sie dürfen nicht zu bescheiden von sich denken", erwiederte Concordia herzlich. „Bei dem Manne sucht man ja nicht die Schönheit, sondern den Geist, den Verstand, seinen Charakter und seine sonstigen hervorstechenden Eigenschaften."

„Ich thue das allerdings auch", erwiederte Winkelmann ernst. „Aber nicht Alle gleichen mir darin. So ist z. B. der gelehrte Giacomelli nichts weniger als anziehend in seinem Aeußern, und dennoch bewerbe ich mich um seine Freundschaft, als ob ihn Jugend und Schönheit schmückten; denn in meinen Augen besitzt er den unvergänglichen Reiz eines reich angebauten Geistes, der in jeder Minute frische Keime treibt, an denen ich mich ergötze und erfreue. Gelingt es mir nun, diesen Mann so sehr für mich einzunehmen, wie ich zu seinen

Gunsten gestimmt bin; dann wird allerdings Rom in eben dem Grade bei mir gewinnen. Allein da dies Verhältniß erst im Werden ist, so kann ich darüber noch nicht urtheilen. Wahre Freundschaft kennt nur einen Probestein: die Zeit."

„Wird aber die Zuneigung dieses alten Gelehrten Ihrem Herzen genügen?" fragte Concordia, ihm mit ihren geistvollen Augen tief in die Seele hineinschauend. „Werden Sie nicht wärmerer Empfindungen bedürfen? Wird dies knöcherne Herz eines alten Junggesellen noch einer warmen Anhänglichkeit fähig sein?"

„Ich kenne hier sonst Niemand, welcher meiner Seelenstimmung gleich sehr zusagte", erwiederte Winkelmann nachdenklich. „Er ist der beste Grieche in Rom; mit ihm mich zu messen, wird ein Göttervergnügen sein."

„Das ist doch schließlich nur ein Wetteifer des Wissens", warf Concordia ein. „Der Kopf muß aber mitunter einmal ruhen. Für die stillen Stunden, in welchen Sie Ihre Bücher, Ihre Statuen und Ihre ganze Gelehrsamkeit vergessen möchten — für diese wünsche ich Ihnen eine Gesellschaft."

„Solche Stunden kommen bei mir nicht vor", sagte Winkelmann kopfschüttelnd. „Raubt doch der

Schlaf dem Menschen schon viel zu viel von seinem Leben, als daß man noch größere Opfer bringen möchte."

„Aber plaudern Sie denn nie? — Ist Ihnen nicht Erholung einmal von Dingen zu reden, die kein Nachdenken erfordern?"

„Nein", sagte Winkelmann bestimmt. „Das Plaudern überlasse ich den einfältigen Menschen, die nichts Kluges zu sagen wissen. Nicht denken, ist vegetiren; oder auch der Zustand eines Thieres. Ich möchte, so lange die Erde mich trägt, leben, und leben ist für mich: in der Erkenntniß wachsen."

„Aber das ist ja ganz unnatürlich!" rief Concordia aus, entschlossen nun gerade auf ihr Ziel los zu gehen. „Selbst Ihre gelehrten Griechen waren einem Familienleben nicht fremd. Man hatte dort Hausfrauen, wie man sie bei uns hat. Xantippe war freilich nicht sehr liebenswürdig; allein sie hielt doch treu bis zum Tode bei ihrem Gatten aus, und darin liegt immer ein großes Verdienst. Perikles fand sich in seinem Schönheitssinn durch die feine Bildung einer Aspasia gefördert. Ueberall spielt das weibliche Geschlecht eine Rolle. In jedem Hause waltete eine Hausfrau. Wie kommt es nun, daß Sie nicht in die Fußtapfen

solchen Beispieles treten und gleichfalls eine Gefährtin wählen, um Ihr Schicksal zu theilen?"

Winkelmann war aufgesprungen.

„Mein Schicksal?" rief er, unruhig auf und abgehend. „Wissen Sie denn, was mein Schicksal sein wird?" setzte er, vor ihr stehen bleibend, mit umdüstertem Blicke hinzu. „Der Mensch versuche die Götter nicht! Fräulein Concordia Mengs! Mein Schicksal zu theilen, ist Niemand berufen! Niemand!"

„Wie ernst, wie tragisch nehmen Sie die Sache", versetzte sie ganz erstaunt. „Sie wissen doch, daß jeder Mensch eine Hälfte hat? — Was wird nun aus der Ihrigen, wenn Sie sie nicht an Ihre Seite rufen? — Soll sie in ungestillter Sehnsucht nach Ihnen ihr Leben verträumen und mit unerfüllter Hoffnung in die Grube fahren?"

„Sie hüte sich, mich zu finden!" rief Winkelmann, zu einem härteren Tone übergehend, und nahm seinen Platz wieder ein. „Sie arbeite und bete, daß dieser Kelch an ihr vorübergehe; denn mit mir ist das Glück nicht."

„Sie scherzen", sagte Concordia, ihn lächelnd betrachtend. „Einem so guten, lieben Manne, dem Jeder wohl will, sollte das Glück nicht hold sein? — Das

ist eine Lüge. Nicht wahr, Julie, dem ist nicht so. Sie bemerken nur gar nicht, wie gern wir Sie Alle haben, weil Sie uns keine Aufmerksamkeit schenken. Wenn Sie sich mehr mit uns beschäftigten, so würden Sie bald gewahr werden, welch ein Schatz ein Frauengemüth und seine Hingabe an den Mann seiner Wahl ist. Wir können diesem Alles, Alles opfern! — Sogar die ewige Seligkeit, wenn es sein müßte, würden wir, um den Geliebten aus dem Fegefeuer zu erretten, hingeben. Und weil dies Aufgehen in dem Interesse eines Andern unser Glück ist und wir auf keine sonstige Weise zur ganzen Erfüllung unseres Wesens gelangen; so suchen wir und suchen, bis wir denjenigen finden, welcher unserer Liebe zu seinem Leben bedarf."

„Und das ist Ihnen gelungen", sagte Winkelmann gelangweilt.

„Ich glaube es wenigstens. Für mich ist Maron der Rechte, für meine Schwester Julie wird es ein Anderer sein; denn sie denkt und empfindet wie ich, und sehnt sich nach Ergänzung."

„Ja, ja, ich weiß es", sagte Winkelmann, dem plötzlich seine Unterhaltung mit Casanova einfiel. „Aber schlagen Sie sich solche Gedanken aus dem Sinne, liebe Julie. Leben Sie für Ihre Kunst. Sie können mir

glauben, daß Sie darin weit sicherer gehen, als wenn Sie sich um einen Mann bekümmern, der doch nur in seltenem Falle die Hingabe eines Frauengemüthes zu schätzen weiß. Was übrigens die Ergänzung betrifft, so ist dies gerade der Gegenstand einer Schrift, deren Abfassung mich lebhaft beschäftigt."

„Wie? Sie schreiben über die Ehe?" fragte Concordia hocherstaunt.

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja!" versetzte Winkelmann ernst. „Man könnte das Wort allerdings in dem Sinne gebrauchen, obwohl es nicht der übliche Ausdruck ist; denn Ehe meint doch die Verbindung zu einander gehörender Theile, die Vereinigung von für einander geschaffenen Körpern, und in so fern konnte man die Ergänzung der Arme und Beine und Nasen und anderen Gliedmaaßen der alten Statuen auch eine Ehe nennen, denn eine Kopulation ist es jedenfalls und eine weit schwierigere, wie die zwischen Ihnen und Maron — das versichere ich Sie heilig!"

„Darüber schreiben Sie!" rief Concordia hell auflachend. „Sie unverbesserlicher Alterthümler!"

Fünftes Kapitel.

Die neidischen Freunde.

Es herrscht bei uns das Sprüchwort: besser beneidet als beklagt. Dennoch möchte man oft lieber ein kleines Glück entbehren, als es um den Preis eines Mißwollens erkaufen, das weh thut, wenn es unverdient trifft, und aus einem Auge zu uns spricht, in das wir liebend geblickt haben.

Leider kennt auch das Herz Nachtseiten. Gleich dem Monde, der abwechselnd der Erde eine lichte und eine dunkele Hälfte zuwendet, so auch bleibt dem Menschen die doppelte Natur, und der Träger der höchsten und schönsten Empfindungen kann wiederum auch der Sitz der elendesten Leidenschaften werden. Zu diesen gehört der Neid — die traurigste aller Erbsünden!

Nirgends aber zeigt sich dieser in gehässigerer Form, als da, wo er sich mit dem gekränkten Ehrgeiz verschwistert.

Rom war der goldene Boden für die schönen Künste. Auch heute noch, wie zu Winkelmanns Zeit, wimmelt es hier von jungen Männern aus allen Gegenden der Erde, welche mit dem guten Glauben diesen klassischen Boden betraten, daß Kommen, Sehen, Siegen für sie Eins sei.

Schmerzlich enttäuscht fand sich dann schon Mancher; denn erlernen kann man nur das, wozu Geschick gehört; nicht aber bringen uns Ort, Zeit und Studium Gedanken und ihre Kinder, die Schöpfungen plastischer Kunst. — Angeboren müssen diese sein. Gott giebt sie dem Einzelnen als Morgengabe mit auf die Welt und trennt ihn dadurch von seinen Brüdern. Was Anderen das Leben hold macht, ist ihm verloren; denn sein Glück liegt einzig in seinem Schaffen, sein Elend in dem Ungenügen an seinen Produktionen, die nie das erreichen, was er sich vorgesetzt. Die Bilder seines Innern liefert ihm seine Hand nicht, sein Auge wendet sich traurig davon ab, er beginnt eine neue Arbeit, und ist sie vollendet, so entspricht sie wiederum der Erwartung nicht. Unter Hoffen und Mißlingen

streift das Leben vorüber, bis der Genius seine Flügel senkt.

Viele Jünger der Kunst schaarten in Rom sich um Meister, denen sie durch Fleiß die technischen Fertigkeiten abgewannen und dann sich ihnen an die Seite stellten. Gelang ihnen dies nicht, so hielten sie sich für verkannt, und haderten mit der Ungerechtigkeit der Menschen. Es herrschte daher in den Kaffees, wo sie einander begegneten, nicht immer das freundlichste Vernehmen unter ihnen.

Sie theilten sich außerdem entschieden in zwei Parteien, wovon die Eine für das Alterthum schwärmte, und die Andere nur der Gegenwart huldigte; — gleich den Idealisten und Realisten der heutigen Zeit.

Den Ersteren gehörte der Engländer Thomas Jenkins an*), ja, in gewissem Sinne war er sogar ihr hauptsächlichster Vertreter. Er hatte sich früher selbst in der Malerei versucht; nie aber es weit darin gebracht. So war er denn von der Praxis auf die Theorie übergegangen und bewies an sich: daß man ein guter Kenner von Kunstwerken, ein vorzüglicher Kritiker zu sein vermag, ohne darum selbst etwas Vorzügliches zu leisten.

Der ausübende Künstler ging nun zu dem Fache

*) Gorani, Geschichte von Rom.

eines Handel treibenden über, kaufte alte Gemälde, Statuen, Münzen auf, und veräußerte diese dann wieder an seine Landsleute, wodurch er es bald zu einem ansehnlichen Vermögen brachte.

Jeder Fremde kannte Thomas Jenkins. Auch Winkelmann hatte ihn sehr bald nach seiner Ankunft in Rom aufgesucht; denn es gab bei ihm häufig etwas Neues und Interessantes zu sehen. Sogar die Cardinäle Passionei und Albani holten sich dort Auskunft. Er genoß daher eines gewissen Ansehens und einer Bedeutsamkeit, die ihm schmeichelte.

Die jüngern Künstler suchten seine Protektion, weil er ihre Arbeiten Fremden empfehlen, ja sie an diese für sie veräußern konnte; sie behandelten ihn daher mit großer Rücksicht und ließen seinen Enthusiasmus für nicht von ihnen geschätzte Dinge hingehen.

Abends trafen sie häufig mit ihm in einem Kaffeehause am spanischen Platze zusammen, wo es an lebhaften Unterhaltungen, deren Gegenstand die Kunst war, nicht fehlte. Winkelmann stieß hier seit längerer Zeit schon nicht mehr zu ihnen; denn er war auf den Punkt gekommen, ihre Reden *dummes Geschwätz* zu nennen und beging die *Unvorsichtigkeit*, *dies auch laut zu äußern.*

Desto häufiger wurde des nicht Anwesenden Name genannt; denn Jenkins verfehlte nie das Urtheil des deutschen Gelehrten als Beleg für die eigene Meinung anzuführen, und was die alten Münzen betraf, die er mit Leidenschaft sammelte, so war auch wirklich im ganzen Bereiche der „ewigen Stadt" keine der seinigen gleichkommende Autorität zu nennen.

Casanova hatte wieder einmal den ganzen Abend stumm den von Jenkins mit einigen Künstlern geführten Gesprächen zugehört. Er war seit einiger Zeit verstimmt; denn er war verliebt und sah dabei keine Aussicht, seine schöne Therese Roland heimzuführen. „Sie könnten mir einen Gefallen thun!" redete ihn Jenkins jetzt an. „Sie sehen Winkelmann gewiß morgen bei Mengs. Sagen Sie ihm doch, daß ich einen Brief von Baron Stosch erhalten habe, und ihn deshalb zu sprechen wünsche; denn es handelt sich um mein Urtheil über eine Münze, das jener verwirft.

„Ich werde ihn schwerlich sehen!" versetzte Casanova kurz. „Seit er in der Cancelleria wohnt, kommt er, des weiten Weges halber, weniger oft zu uns."

„Wie ist er denn dahin gelangt?" fragte Jenkins verwundert.

„Wie er überall hin gelangt; die Cardinäle sind

ja jetzt ganz vernarrt in den langweiligen Patron und können ihn nicht oft genug um sich haben. So ist er denn von dem Archinto so lange gequält worden, bis er eine freie Wohnung in seinem Palaste, wie eine Gnade, angenommen hat."

„Langweilig kann ich ihn aber doch nicht nennen!" sagte Jenkins vorwurfsvoll. „Wäre ich reich, so suchte ich mir wahrlich ebenfalls einen solchen Gesellschafter. Es ist erstaunlich, was er Alles weiß!"

„Er streut den Leuten Sand in die Augen!" erwiederte Casanova bitter.

„Mir gewiß nicht!" rief Jenkins empfindlich.

„Ihnen nicht weniger und nicht mehr, als aller Welt!"

„Beweisen Sie, wo das geschehen sei!"

„Nichts leichter! Ich kann Sie jeden Tag überführen, daß nur seine hochtönenden Worte es sind, und nicht sein Kennerauge, was den Menschen imponirt; denn er kann sich so gut, wie jeder Andere irren, und seine Vorliebe für das Alterthum ist ein reines Vorurtheil, das ihn blind macht, den Werth der Kunstwerke unserer Zeit zu schätzen."

Jenkins glaubte diese Aeußerung auch auf sich be-

ziehen zu müssen: er nahm den Fehdehandschuh also warm auf.

„Ich gehe mit Ihnen eine Wette ein, daß Winkelmann sich nie irrt!“ rief er aus.

„Topp!“ sagte Casanova und hielt dem Engländer seine Hand hin. „Hundert Scudi, wenn er nicht ein neues Bild, das ich ihm male, für ein Meisterwerk halten wird!“

„Die habe ich gewonnen!“ erwiederte Jenkins lachend. „Wie können Sie so etwas wetten?

„Wenn Sie mich nicht verrathen, worauf ich Ihr Ehrenwort fordere, so bin ich meiner Sache so ziemlich gewiß.“

Jenkins glaubte seiner Sache nicht weniger gewiß zu sein. Sie trennten sich. Casanova eilte nach Hause und schloß sich ein um gleich den Entwurf zu seinem Bilde zu machen. Als ihm Winkelmann mehrere Tage darauf begegnete, ahnte dieser nicht, worauf sich das verschmitzte Lächeln beziehe, womit Casanova ihm zu dem gewonnenen Ansehen Glück wünschte.

„Sie haben auch ihr Scherflein dazu beigetragen,“ sagte Winkelmann gutmüthig und drückte ihm dankbar die Hand. „Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich Ihnen wieder nützlich sein kann.“

„Im Voraus empfehle ich mich Ihrer Protektion!“ erwiderte Casanova, und verließ ihn verstimmt.

Winkelmann waren der guten Tage so wenige während seines langen Lebens geworden, daß er seine Befriedigung über sein besseres Schicksal laut äußerte. Er hatte von Archinto nur die Wohnung, welche diesem nichts kostete, angenommen; um so besserer Laune war der geizige Mann, weil er nun einen berühmten Gelehrten umsonst für seine Bibliothek gewonnen, welches seiner Eitelkeit ein nicht geringer Triumph war. Mochten die Cardinäle Albani und Passionei ihn nach Gefallen zu Tisch laden; er aber hatte ihn gleichsam in seinem Dienste.

Winkelmann fühlte sich in den großen Räumen des weitläuftigen Palastes, wo Grabesstille herrschte und Nichts ihn in seinen Arbeiten störte, ungemein behaglich. Die innere Befriedigung, die Ruhe seines Gemüthes brachte ihm Appetit und gesunden Schlaf. Erquickt erwachte er nach neun Stunden ununterbrochenen Schlummers, und schaute heiter in den Tag hinein, den er bei einem der Cardinäle beschloß. Die guten Speisen, der heiße Wein, den er, gegen die Sitte, ohne Mischung mit Wasser trank, bekamen ihm vortrefflich, er wurde stärker, seine Farbe veränderte sich, er gewann ein behäbiges Ansehen.

„Wenn Wilhelm Lebkuchen mich jetzt sehen könnte!“ dachte er häufig und nahm sich vor, einen langen Brief an diesen zu schreiben, der ihm sein gutes Glück melde und sein treues Herz bekunde.

Seit er auf so freundschaftlichem Fuße mit den ersten Männern Rom's verkehrte, hatte er auch eine seiner Stellung entsprechende Kleidung gewählt; gleich dem Scapatore des Heiligen Vaters, repräsentirte er jetzt den Abate, trug eine schwarze Binde mit blauem Streifen und weißen Käntchen daran, und einen langen seidenen Mantel nebst Unterkleidern von Sammet.

Für seine Sommertoilette bestellte er einen Rock von kaffeebraunem Drap d'Abbeville mit goldenen Brandenbourgs und ein Reisekleid von Englischem Molleton. In diesem Anzuge hoffte er Neapel zu besuchen. Archinto, um ihn an sich zu fesseln, schenkte ihm dazu sechzig Thaler, die er mit Widerstreben, aber dennoch annahm. Diese Summe seiner einlaufenden Pension hinzugefügt, deckte die Kosten der Reise, und da er im Kloster der Augustiner zu wohnen gedachte und zu Mittag auf Einladungen rechnete, so konnte der Aufenthalt nicht hoch zu stehen kommen.

Ihm war unendlich wohl zu Muthe! Das Vergnügen lachte ihm aus den Augen, und wer ihn sah,

las sein Glück in seinen Mienen. Er schrieb an seinen Freund Berends, daß er mehr Glück als Witz habe; so sehr berauschte ihn die Wendung seines Geschickes. Er trug den Kopf höher, sein Gang wurde fester und grader, seine Haltung sicherer und Alles an ihm sprach das Selbstbewußtsein eines mit seiner Stellung zufriedenen Mannes aus.

„Man kennt Sie kaum wieder!“ sagte Raphael Mengs, ihn mit Vergnügen betrachtend. „Sie werden alle Tage jünger und schöner, behaupten die Frauen. Jetzt dürfen Sie nun nicht mehr sagen, daß über Ihrer Wiege kein guter Stern gestanden habe!“

Winkelmanns Züge umdüsterten sich bei den letzten Worten seines Freundes.

„Erinnern Sie mich daran nicht,“ sagte er bittend. „Wenn die Sonne scheint, muß man an ihren Untergang nicht denken.“

Julie hatte ihren Platz an seiner Seite genommen. Sie bildete sich ein ihn zu lieben, und wollte darum wenigstens in der unmittelbaren Nähe des theuren Mannes sein. Sie wußte jetzt um Casanovas Neigung zu der schönen Gastwirthstochter, und schloß sich seitdem nur um so inniger dem ernsten Gelehrten an, welchem solche Verhältnisse fern lagen.

„Wie werde ich Sie entbehren!“ sagte sie zutraulich. „Wir sind so sehr an Ihre liebe Nähe gewöhnt, daß Sie uns überall fehlen, wenn Sie gehen.“

„Sie gutes Mädchen!“ rief Winkelmann gerührt und drückte ihre Hand. „Wären Sie ein Mann, welch' ein schönes Freundschaftsverhältniß ließe sich dann bei Ihrem treuen, anhänglichen Sinne mit Ihnen knüpfen.“

Sie lächelte glücklich über seine Worte. Ihre Hoffnungen nährten sich von gar wenigem, weil sie Alles in ihrem Sinne auslegte und mit ihrer Phantasie schmückte.

Casanova war indessen aufgestanden und hatte Mengs in eine Fensterbrüstung zu sich gewinkt, wo Beide lange heimlich mit einander sprachen.

„Sie wollen also wirklich sobald schon nach Neapel aufbrechen?“ sagte der Erstere, zu Winkelmann tretend. „Dann sehen wir uns vielleicht nicht wieder; denn wahrscheinlich entführt auch mich mein gutes Glück sehr bald von hier. Der Kurfürst hat mir eine Anstellung bei der Kunstakademie in Dresden angeboten.“

„Meinen herzlichen Glückwunsch!“ rief Winkelmann, ihm die Hand reichend. „Da grüßen Sie mir die Häuser, die Menschen, den Himmel und die Erde des guten Sachsenlandes, dem ich mein ganzes Glück ver-

danke, und das ich darum ewig lieben werde; auch bin ich mit dem Herzen schon lange kein Preuße mehr."

„Doch denken Sie an keine Rückkehr dahin?" fragte Casanova forschend.

„Was hilft mir das Denken, wenn das Können mir so fern liegt?" sagte Winkelmann achselzuckend. „Da mein Talent in der Beurtheilung der Alterthümer besteht, so kann ich es nur auf diesem Boden verwerthen, nur hier damit Geltung erlangen, und die in Rom erworbene Stellung giebt man mir in Dresden nie wieder. Ich muß daher abwarten, ob mein steigender Ruf mir irgend eine feste Anstellung hier einbringt, und mich vor Nahrungssorgen sichert; denn von der Luft lebt Niemand lange. Im schlimmsten Falle kann ich dann immer noch eine kleine Anstellung in der Heimath zu erlangen versuchen."

„Ihr schlimmster Fall ist also mein bester", erwiederte Casanova mit einem bittern Ausdruck um die Lippen; „ich bin herzlich froh in den sichern Hafen einzulaufen."

„In Ihrem Alter hat man noch eine weite Zukunft vor sich", sagte Winkelmann tröstend. „An mir hat jedes vergangene Jahr meines Lebens doppelt gezählt; so daß ich, um die Frucht der langen Mühe zu

genießen, den kleinen Ueberrest mit aller Eile benutzen muß."

„Ihnen ist die seltene Befriedigung zu Theil geworden, Ihre höchsten Wünsche übertroffen zu sehen," erwiderte Casanova ironisch. „Sie sind jetzt einer der bedeutendsten Leute in Rom, der Freund der gelehrtesten wie der vornehmsten Männer, und dabei ganz unabhängig; was können Sie nun noch begehren?"

„Freilich habe ich über Erwarten viel erreicht," versetzte Winkelmann ernst, „und Dank sei den Göttern für die mir gewährte Gunst; doch bleibt mir, bis ich fertig bin, und einen Punkt in meinem Leben machen kann, immer noch Einiges zu erlernen übrig."

„Sie meinen im Ernste, noch nicht Alles zu wissen?" fragte Casanova wie verwundert.

„Wie sollte ich!" erwiderte Winkelmann fast ärgerlich. „Da ich weder Neapel, noch Florenz, noch Griechenland gesehen habe, bin ich ja in der eigrntlichen Beurtheilung der Kunst ein unwissender Schüler."

„Lassen Sie Rom das nicht hören, es wüede der hohen Meinung von Ihrem Wissen Eintrag thun."

„Ich weiß das, und rede darum in Rom von dem was ich verstehe, und nicht von dem, was mir fremd ist."

„Wir haben in Bezug auf das Alterthum auch noch

eine Bitte an Sie zu richten;" fuhr Casanova fort. „Jenkins hat zwei Bilder erstanden, deren Werth er ungeheuer hoch anschlägt. Ich behaupte, sie taugen sehr wenig. Ein Streit hat sich entsponnen und eine Wette von hundert Scudi ist gemacht worden, die Ihr Urtheil gewonnen oder verloren erklären wird. Wollen Sie uns vor Ihrer Abreise eine Stunde zu dem Zwecke widmen?"

„Mit Vergnügen!" erwiderte Winkelmann verbindlich; denn es schmeichelte ihm nicht nur, sein Urtheil aufgerufen zu sehen; sondern es reizte auch seine Neugierde, die neuen Schätze des Jenkins kennen zu lernen.

Sie kamen nun über den zu nennenden Tag überein und trennten sich.

Die große Treppe nach dem Spanischen Platze hinabsteigend, begegnete ihm die kleine Stubenfegerin. Sie war allerliebst gekleidet und sah sehr niedlich aus. Winkelmann betrachtete mit Wohlgefallen ihre zierliche Gestalt, und bedauerte, daß sie nicht mit einem Kruge auf dem Kopfe wasserschöpfend an einem Brunnen stehe, wo sie einem Künstler als köstliches Modell gedient haben würde. Da sie ihn in seiner jetzigen Tracht nicht erkannte, so mußte sein aufmerksam auf sie ge-

richtetes Auge sie erst stutzig machen, bevor sie ihn mit dem freudigen Ausruf: „Sie sind es?“ begrüßte.

„Ich habe nicht wieder zu Ihnen kommen können“, sagte er, „denn ich bin sehr beschäftigt und werde nächstens verreisen. Suchen Sie indessen der Gräfin Braciforte in der Kirche oder sonstwo zu begegnen und sehen Sie sie darauf an, ob sie nicht Ihre verlorene Gebieterin sei?“

Frau Momolo schied ganz glücklich über diesen Fingerzeig; denn welchen Werth hat nicht eine kleine Hoffnung? Wie der Stern, dem die Weisen des Morgenlandes nachzogen, leuchtet sie in unser Leben, und verlöscht das kleine Licht, dann — hat uns in gewissem Sinne der Tod schon auf Erden ereilt.

Winkelmann schritt nun gemächlich seinem Palazzo zu, den Kopf voll glücklicher Gedanken. Sein größter Wunsch reifte jetzt seiner Erfüllung entgegen. Neapel sehen und sterben, — wiederholte er sich, das Auge trunken und doch ängstlich fragend zum blauen Himmel emporrichtend. —

Archinto wohnte nicht in der Cancelleria, er residirte auf Monte Cavallo; hier begegnete er ihm also selten. Von seinem Privatleben wußte er wenig und

hatte auch weder Zeit noch Neigung, sich um Dinge, welche ihm so fern lagen, zu bekümmern. Seine ganze Seele dürstete nur nach einem Ruhm, welcher ihm zu einer Versorgung verhelfe. Er arbeitete an einer Geschichte der Kunst, und hoffte diese durch einen Besuch in Herkulanum so zu vervollständigen, daß nichts Aehnliches in der Welt existire. Mit solchen Hoffnungen sich tragend, packte er seinen Koffer, und miethete den Vetturino, dem großen Momente erwartungsvoll entgegensehend, wo das blaue Capri und Salerno und Pästum vor sein Auge treten würden.

Am Vorabend seiner Abreise sollte die kleine Versammlung Kunstverständiger bei Jenkins stattfinden. Winkelmann hatte bei diesem zu speisen versprochen. Der Antiquar war sehr zerstreut, und sah den Gelehrten oftmals mit forschendem, zweifelhaften Blicke an. Sie unterhielten sich von Münzen; allein manche Pause trat in ihrem Gespräche ein.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der Gast, endlich aufmerksam auf das sonderbare Wesen seines Wirthes werdend. „Sie sind gar nicht wie sonst? — Sie suchen etwas an mir? — Ahnt Ihnen vielleicht ein Unglück? Fürchten Sie mich nicht wiederzusehen?“

„Behüte!“ rief der Engländer entsetzt. „Von Aberglauben ist meine Seele fern!“

„Sagen Sie das nicht; denn Sie könnten Aberglauben, wenn Sie wollten, auch Glauben nennen. Was ist Ihnen denn aber? Eine Ursache muß Ihr Betragen doch haben?“

„Diese verwünschten Bilder! Ich kann sie nicht aus den Gedanken los werden“, rief Jenkins mit gefalteter Stirne. „Es würde mich zu sehr verdrießen, wenn der Casanova Recht behielte.“

„Wir werden ja sehen!“ sagte Winkelmann mit überlegenem Selbstgefühle. „Sie besitzen ja auch ein Kennerauge, und so ein junger Fant, der selbst nichts machen kann, wird sich doch, uns gegenüber, kein Urtheil anmaßen wollen?“

„Die blinde Taube findet manchmal auch eine Erbse“, versetzte Jenkins zweifelhaft. „Ich wollte, ich hätte die dumme Wette nicht gemacht; denn mir ahnt nichts Gutes.“

Indem brachten zwei Packträger die in Frage stehenden Kunstschätze; doch waren sie noch verhüllt und sollten erst sichtbar werden, wenn der ganze Rath versammelt. Nach und nach fanden sich die Betheiligten ein, während Winkelmann, schon nach dem An=

blicke dürstend, unruhig, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, auf und abging.

Casanova erschien zuletzt. Er sah forschend umher und etwas Lauerndes lag in seinen Augen, als sie auf Winkelmann trafen. Dieser bot ihm freundlich die Hand und bat, seine Ungeduld nun auf keine längere Probe stellen zu wollen. Die Bilder wurden auf Tische gestellt, die Anwesenden reihten sich in einiger Entfernung und Jenkins selbst nahm darauf die Bedeckungen hinweg.

„Nun, wenn das nicht das Gesudel moderner Kunst ist, so will ich nicht Casanova heißen!" rief dieser mit lautem, spöttischen Lachen.

Winkelmann warf ihm einen strafenden Blick zu.

„Wenn das unsere jetzige Kunst liefern kann, so will ich nicht mehr Winkelmann sein!" rief er, von der gelungenen Nachahmung eines nachgedunkelten, beschmutzten Bildes vergangener Jahrhunderte so getäuscht, daß er keinen Augenblick zweifelte, ein Meisterwerk des Alterthums vor sich zu sehen.

„Das ist Ihre aufrichtige Meinung?" fragte Jenkins mit angstvoller Miene.

„Nicht nur meine aufrichtige, sondern auch meine unumstößliche Meinung!" rief er, den Blick herausfor-

dernd umhersendend, ob irgend eine Stimme sich gegen die seinige zu erheben wage.

„Meinen Glückwunsch, Herr Jenkins!" rief Casanova und verließ mit spöttischem Lächeln das Zimmer, um seinen Triumph Mengs zu melden.

Sechstes Kapitel.

Der entdeckte Betrug.

Die Maisonne sandte glühende Strahlen auf die Erde herab, die Gärten um Rom prangten in lachendem Frühlingsgrün, und versendeten das Aroma ihrer Blüthen in die lauen Nächte, die weite Campagne deckte ein Tuch von Smaragd.

In der „ewigen Stadt" herrschte eine nicht gewöhnliche Bewegung unter den Menschen; denn aus dem Moder und der Asche veralteter Institutionen tauchte den Römern eine Hoffnung auf; — man bereitete die Wahl eines neuen Papstes vor.

Nicht etwa, als ob sich daran der Wunsch einer Aenderung, einer Verbesserung ihrer Lage geknüpft hätte! Dieser Gedanke fand lange schon in keinem Gemüthe

mehr Raum. Nur ein Wechsel war es, an dem sie auch nichts weiter vergnügte, als gerade dieser Wechsel.

Ein neues Morgenroth gab es für diesen aus Greisen bestehenden Staatskörper nicht. Zu jedem Vorwärts gehört Jugend, Kraft, Frische; hier aber war das Reich der Lebensmüden. Für das Alter giebt es nur noch ein Glück; dies ist das Recapituliren der durchlebten Jahre. Rückwärts zu schauen ist das Vergnügen derer, welche ein Ziel erreicht haben, und je länger der Weg war, um so größer die Befriedigung, ihn mit seinen Gedanken wieder zu durchlaufen.

Benedict XIV. hatte endlich das Auge geschlossen. Endlich! sagte das Volk in Rom, das längst nach einem Conclave ausgeschaut; endlich! sagten auch die Kardinäle, von denen Jeder sich mit der Hoffnung wiegte, der Allerheiligste auf Erden zu werden.

Von allen Seiten gab es nun Kabalen, Intriguen, und jegliches Bemühen, um ein persönliches Interesse durchzusetzen. Das Haupt der Jesuiten, der Pater Ricci, ließ alle Minen springen, um einen Freund seines Ordens in dem Neuerwählten auf dem Stuhl Petri zu sehen; die Kaiserin Königin war eben so wenig träge, ihr Ansehen geltend zu machen. Die Be-

theiligten selbst aber, in ihrer Abgeschlossenheit, fanden die Tage lang, bis der große erschien, wo die Pforten sich öffnen und hoch vom Balcon herab die Worte ertönen würden: Habemus Pontificem Maximum.

Der Cardinal Passionei hatte seine Alterthümer, Albani seine Statuen über dieser einen großen Schicksalsfrage vergessen; Archinto aber kannte sich selbst nicht mehr, so freigebig war er plötzlich geworden, seit ihm die Hoffnung, die höchste Stellung auf Erden einzunehmen, nahe trat.

In dieses bewegte Rom kehrte Winkelmann, nach einer Abwesenheit von zehn Wochen, zurück, die er in Neapel und dessen Umgegend verlebt.

Eine glückliche Zeit lag hinter ihm. Nicht nur hatte er des Schönen unendlich viel gesehen, und seinen Geist in jeder Art bereichert; auch eine höchst ehrende Aufnahme war ihm zu Theil geworden, er hatte an des Königs Tafel gespeist, Ferdinand ihn Monsieur le Baron genannt, und der Graf Firmian, dieser hochgestellte und bedeutende Mann, ihn zu seinem speciellen Freunde erhoben.

Dennoch wollte ihm das geräuschvolle Neapel weniger gefallen, als das stille, ernste Rom, wo er sich so ungestört, als wäre er der letzte Mann auf Erden, in

irgend einer Bibliothek einschließen konnte. Fröhlichen Herzens begrüßte er daher die bekannten Gegenstände, wie alte, liebe Freunde traten ihm die Triumphbögen, das Capitol und das Colosseum entgegen, und wie zu Hause fühlte er sich in seinen herrlichen Räumen in der Cancelleria.

„Bin ich nicht ein glücklicher Mann?“ sagte er sich, sein jetziges Schicksal überschauend. „Nur ein bestimmtes Einkommen fehlt mir noch; und ich kann endlich so froh meine Tage verleben, wie Andere es thun.“

Noch im Reisekleide stürmte er fort, seinen Mengs zu umarmen. Nach so langer Trennung trug sein Herz Verlangen nach dem Anblicke eines Freundes, dem er so vieles verdankte. Um ihm so dauernd wohl zu wollen und wohl zu thun, mußte er ihn wahrhaft lieben, und diese Ueberzeugung war seinem der Zuneigung bedürftigen Gemüthe eine große Befriedigung.

Die Schatten des Abends legten sich auf die Erde, als er den Monte Pincio erreichte. Er eilte die Treppe hinauf. Im Wohnzimmer war Niemand. Enttäuscht wollte er sich mit langem Gesichte entfernen; da ereilte ihn Julie in der Thüre, und zog ihn mit sich in das Haus zurück.

„Kommen Sie!“ sagte sie. „Es ist mir unendlich

lieb, daß ich Ihnen zuerst und allein begegne; denn ich habe Ihnen etwas zu sagen, das keine Zeugen verträgt."

Winkelmann fiel hier ihre frühere Mittheilung in Bezug auf Casanova ein, und da ihm jeglicher Sinn für die Rolle eines Vertrauten abging, so sagte er:

„Ich bitte Sie herzlich! Wenden Sie sich an sonst Jemand. Ich kann Ihnen wirklich nicht dienen, liebe Julie."

„Es ist ja aber in Ihrem eigenen Interesse, wenn ich Sie warne."

„Warnen wollen Sie mich?" fragte er verwundert. „Ich glaubte, Sie wollten von Ihren Empfindungen reden?"

„Das ist ein Capitel für sich; davon spreche ich zuletzt. Sie können wohl glauben, daß ich dabei gelitten habe."

„Es war sehr leichtsinnig von dem Casanova."

„Ja wohl war es das!" fiel Julie beistimmend ein, „und niemals, niemals werde ich es ihm vergeben!"

„Das glaube ich Ihnen. Er hat Sie um eine schöne Hoffnung betrogen;" sagte Winkelmann mitleidig.

„Mich?" fragte sie verwundert.

„Nun ja doch!"

„Eigentlich doch Sie," sagte sie halb erstaunt.

„Sie glauben doch nicht, daß ich mich für das kleine Mädchen interessirt habe!“ erwiderte er wegtretend. „Ich kannte sie überdem gar nicht. Auch hat sie nur eine ganz gewöhnliche Physiognomie.“

„Wir mißverstehen uns!“ gab Julie kopfschüttelnd zurück. „Aber kommen Sie nur erst hier herein in mein Zimmer, dann können wir unbefangener reden.“

„Haben Sie mir denn noch etwas zu sagen?“ erwiderte Winkelmann zögernd, und hielt seinen Fuß an, mit der deutlichen Abneigung, die Schwelle ihres Gemaches zu überschreiten.

„Ich dächte doch!“ erwiderte sie halb ungeduldig; „denn es wäre schlecht von mir, wenn ich Sie im Dunkeln über eine Sache lassen wollte, die Ihren Ruf als Gelehrter und Ihre Ehre als Kunstkenner so empfindlich angreift, wie diese fatale Bildergeschichte.“

„Was meinen Sie?“ fuhr er heraus, und war mit einem Satze ihr nach in das Zimmer.

„Schließen wir erst die Thüre,“ sagte sie leise.

„Von welchen Bildern reden Sie?“ rief er ihr nach.

„Kommen Sie!“ winkte sie ihm. „Setzen Sie sich hierher zu mir. Von jenen, deren Beurtheilung Ihnen am Abend vor Ihrer Abreise bei Jenkins zugemuthet ward.“

„Nun?“ fragte er, und starrte sie an, als wolle er die Worte von ihren Lippen lesen.

„Sie erklärten sie für Werke alter Meister, jedoch waren sie von Casanova, Sie zu täuschen, gemalt, der durch Ihren Ausspruch die darauf gemachte Wette gewann.“

„Nicht möglich!“ rief Winkelmann, während alles Blut aus seinen Wangen wich. „So hätte er mich betrogen?“

„Sie können denken, wie er nach Ihrer Abreise jubelte, und wie Alle, die Ihr Ansehen hier beneideten, in's Fäustchen lachten und Sie einen Charlatan nannten,“ fuhr sie, um sich wichtig zu machen, rücksichtslos fort, ohne zu bedenken, daß jedes ihrer Worte ein Dolchstich für das Herz des Gelehrten sei.

„Das haben sie gethan?“ stöhnte er. „Mit diesem Geschwätze meine Ehre und meinen guten Namen, und was mehr ist — den Glauben an mich — zerstört?“

„Sie frohlockten nur, Sie hinter das Licht geführt zu haben, und meinten, jetzt dürften Sie sich nicht mehr anmaßen, etwas besser wissen zu wollen als jene.“

„Und Mengs? Was sagte Ihr Bruder dazu?“ fragte Winkelmann erwartungsvoll.

„Er zürnte, — lachte aber doch mit.“

„Er hat also um die Sache gewußt?“ fragte Winkelmann in aufwallendem Zorne.

„Casanova hatte ihn, unter dem Versprechen, daß er schweigen würde, in sein Vertrauen gezogen, und da er das Ganze für einen bloßen Scherz hielt, so ließ er die jungen Leute gewähren.“

„Ein schöner Scherz!“ brauste Winkelmann auf. „Wenn er das einen Scherz nennen kann, was seines Freundes Ruf auf eine solche Weise gefährdet, dann Lebewohl Du schöner Name eines Freundes! Unrettbar unglücklich hat er mich gemacht! — Den Ruf, den ich mir so mühsam aufgebaut, von dem nun das Glück meiner Zukunft abhängt, hat er untergraben lassen, — um fünf Minuten lang auf meine Unkosten mit den Anderen lustig zu sein. Meinen Neidern mochte er ein solches Vergnügen überlassen; doch es zu theilen — hielt ich ihn zu gut. Jetzt bin ich eines Besseren belehrt. Mein Glaube an die Menschen wankt mit diesem Nichtglauben an den Einen. Habe ich mich in ihm getäuscht, so kann ich auch in den Uebrigen mich irren. Julie, liebe Julie, — Sie haben mir eine furchtbare Enthüllung gemacht! Welchen Werth hat das Leben noch, nachdem es uns solche Erfahrungen gebracht? Und in welcher grausamen Lage befinde ich mich nun? Wie

soll ich meinen Irrthum erklären? Wie die Beschämung ertragen, ihn begangen zu haben? Julie, liebe Julie! Wissen Sie keinen Rath für mich unglücklichen Mann? — Sie haben das Messer in mein Herz gedrückt; womit wollen Sie nun diese Wunde heilen?"

„Mein Gott! So schlimm habe ich mir die Sache gar nicht vorgestellt!" rief sie erschüttert. „Was läßt sich thun? Geschehenes ändert sich nicht. Könnten Sie nicht sagen, Sie hätten nur im Scherz den Ausspruch gethan, es wäre Ihnen nie in den Sinn gekommen, die Bilder für echt zu halten."

„Der Rath wäre gut, wenn er nur nicht zu spät käme", erwiederte Winkelmann mit schmerzlichem Tone. „Allein leider! ist mein Urtheil bereits gedruckt."

„Gedruckt? Wo, und warum denn?" rief sie erstaunt.

„In meinem Werke über die Kunst, das mich unsterblich machen sollte! — Dahin ist nun dieser schöne Traum meines Ruhmes; dahin — unwiderruflich dahin! Darf man mir in dem einen Punkte nicht Glauben schenken, so hat man ein Recht, auch im Uebrigen mein Urtheil in Zweifel zu ziehen! Ich stehe da — wie ein Lügner, wie ein Unwissender, wie ein Betrüger!" Er schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Dieser Anblick schnitt dem gutherzigen Mädchen in die Seele. Sie kniete vor ihm hin und streichelte sanft sein gebeugtes Haupt.

„Winkelmann! Lieber Winkelmann!“ rief sie betrübt. „Was kann ich für Sie thun? Wie Ihnen helfen? Gebieten Sie über mich. Ist es mit Geld abgethan, so stehen meine kleinen Ersparnisse zu Ihrer Verfügung.“

Er bewegte verneinend sein Haupt.

„Geschehenes ändert man nicht!“ sprach er mit versagender Stimme. „Ich muß Rom verlassen, und das sogleich. Hier sehen mich die Steine an.“

„Versuchen Sie doch die Verbreitung Ihres gedruckten Urtheils über die Bilder zu verhindern; das gesprochene Wort ist dann leicht zurückgenommen.“

„Wenn es dazu noch Zeit wäre!“ stöhnte er.

„Verlieren Sie keine Minute! Thun Sie jeden möglichen Schritt dazu! Scheuen Sie weder Kosten noch Mühe, in den Besitz Ihres Manuscripts zu gelangen; denn damit ist Alles gethan“, rief sie warm.

„Und wo verstecke ich mich selbst indessen? Wohin mit mir, der ich in die Heimath zurückkehren nicht kann, und hier zu verweilen vor tödtlicher Scham nicht über mich gewinne?“ sagte Winkelmann unter tiefen Seufzern.

„Auch in dem Punkte findet sich ein Ausweg", fiel sie beruhigend ein. „Es ist Sommer, alle Welt geht auf das Land, sobald das Konklave beendigt ist. Besuchen Sie einen Ihrer Freunde und Verehrer; indessen ist die Sache halb vergessen, und den Rest von Beschämung lächeln Sie hinweg."

„Ja, wenn ich das könnte! Gott, mein Gott! Mußte ich darum nach Rom zurückkehren, um diesen herben Schlag zu erleben?"

„Verzeihen Sie der unwillig Sie verletzenden Hand!" sagte Julie bittend. „Ich that es ungern, aber ich hielt es für meine Pflicht."

„Geschah es im Auftrag Ihres Bruders?"

„Wohin denken Sie! Er würde mir zürnen, wenn er wüßte, daß ich es bin, die Sie gewarnt."

„Aber was vermochte Sie denn dazu?" fragte Winkelmann erstaunt.

„Meine Freundschaft für Sie. Sie ahnen nicht, wie hoch ich Sie schätze, wie aufrichtig ich Sie verehre!"

„Durften Sie darum aber Ihren Bruder an mich verrathen?" fragte er kleinlaut.

„Ich würde mehr thun als das", sagte sie mit

Feuer, „ich würde Ihrem Glücke mein Leben willig und freudig opfern.“

„Thun Sie das ja nicht, denn es ist ohnehin nur kurz“, sagte Winkelmann bedenklich. „Wollen Sie mir aber einen wirklichen Gefallen erweisen, so versuchen Sie es, kein Wort über unsere Unterredung fallen zu lassen, damit man mich in gänzlicher Unwissenheit über den mir gespielten Betrug glaube; denn nur so ist es möglich, Erörterungen zu vermeiden, die mir, wie Sie begreifen werden, unerträglich sein würden.“

„Hier meine Hand darauf, daß ich schweige, wie das Grab“, sagte sie zuversichtlich.

Sie schieden und Winkelmann eilte in seine Wohnung zurück. Er kam diese Nacht in kein Bett. Furchtbar wogte in ihm sein beleidigter Ehrgeiz. Er schrieb einen langen Brief an seinen Verleger mit der dringenden Bitte, jene Bogen seiner Schrift, welche diese Bilder betrafen, um jeden Preis zu vernichten. Als der Morgen graute, richtete er noch an Muzel-Stolch das folgende Schreiben.

Rom, den 20. Mai 1758.

„An eben dem Tage, wo der Papst starb, bin ich nach Rom zurückgekehrt, und wenn ich Vieles

gewußt hätte, so würde ich noch sobald nicht gekommen sein, sondern hätte eine Reise durch Apulien gemacht und den Sommer zu Capo di Monte gewohnt, wo der Pater della Torre zu mir ziehen wollte.

Jetzt aber denke ich nur an meine Reise nach Florenz, und was mich allein hier noch zurückhält, ist die mögliche Erhebung des Kardinals Archinto auf den Römischen Stuhl. Man redet viel von dieser Wahrscheinlichkeit. Es wird sich in kurzer Zeit ausweisen, und wo nicht, so eile ich, Ihr liebes Angesicht zu sehen.

Was mich hier vornehmlich noch zurückhält, ist eine Schuld. Archinto hat mir im vorigen Winter 50 Scudi aufgedrungen, und es bietet sich mir jetzt eine Gelegenheit, diese mit Zinsen abzutragen, indem ich ein Inventarium seiner Bibliothek aufnehme. Ist dies geschehen, dann sind wir quitt und mehr als das.

Indessen wird der Papst gemacht sein und die große Hitze geht vorüber.

Ueberlegen Sie, ob Ihnen mein Besuch dann genehm ist und geben mir, so bald wie möglich, Nachricht. Adressiren Sie alla Cancelleria. Kann ich Ihnen hier sonst etwas arbeiten, so wird es mich

freuen, wenn Sie von mir Gebrauch machen wollen. Freunde muß man verbinden, und Verbindlichkeiten von Freunden auf sich laden; aber von Großen darf man nichts annehmen.

Ich erwarte mit Schmerzen die Antwort auf meinen Antrag. —"

Siebentes Kapitel.

Frau Momolo.

Raphael Mengs malte in der Kirche des heiligen Eusebius die Frescoplafonds, deren Vollendung ihn so sehr beschäftigte, daß er in den ersten Tagen der Rückkehr Winkelmanns aus Neapel keine Verwunderung, diesen nicht bei sich zu sehen, äußerte; so wie er aber den letzten Pinselstrich an dieser Arbeit gethan hatte, und sich wieder in seinem Atelier aufhielt, stieg auch das Verlangen nach der Gesellschaft des vielwissenden Freundes in ihm auf. Es war ihm der Auftrag geworden, zwei Altarbilder für die Kapelle im Palaste des Königs von Neapel in Caserta zu malen, und er trug ein lebhaftes Verlangen, sich über die Composition mit ihm zu besprechen. Eine Einladung war mit einer

ablehnenden Antwort erwidert worden; er beschloß also ihn persönlich in der Cancelleria aufzusuchen.

Winkelmann hatte sich eigentlich vorgenommen, für Niemand zu Hause zu sein; allein die Diener, bei denen die Besuchenden sich Auskunft erbaten, waren nicht immer gewissenhaft in der Ausrichtung des ihnen ertheilten Befehles, ihn abwesend zu melden. Auf diese Weise drang denn Raphael Mengs eines Tages unerwartet in die Räume des finster in sich gekehrten Gelehrten.

Mit fragendem, forschenden Auge hielt er diesem die Hand entgegen, welche jener so oft herzlich in der seinigen gedrückt hatte, heute jedoch nur kühl mit den Spitzen der Finger berührte.

Ohne noch zu ahnen, was den Freund verstimme, sah er sogleich ein, daß irgend eine Ursache zu diesem Betragen vorhanden sein müsse, und auf seine dringenden Fragen hielt Winkelmann denn auch die herbe Wahrheit nicht zurück.

Sichtlich betreten nahm der jüngere Mann die bittere Anklage entgegen. Er hatte die Folgen des grausamen Scherzes nicht überlegt; sonst würde sein gutes Herz sich dem nimmermehr geliehen haben. Jetzt gewahrte er die vernichtende Wirkung auf den Freund und blickte stumm und beschämt vor sich nieder.

Gut machen läßt sich nie, was die Ehre gekränkt hat. Entschuldigungen versuchen wollen, hätte zu nichts geführt. Qui s'excuse, s'accuse. Er gestand daher mit seiner gewöhnlichen Geradheit offen seine Unbesonnenheit ein, — das Beste, was er unter den Umständen zu thun vermochte; denn es blieb immer noch zweifelhaft, welche Wunde in dem Herzen Winkelmanns die blutendere sei, — die des verletzten Ehrgefühles, oder die der verrathenen Freundschaft.

Sie hatten sich ausgesprochen und gingen nun zu andern Gegenständen der Unterhaltung über. Scheinbar war das alte Vernehmen damit hergestellt; doch täuschte man durch diesen Schein wohl Andere, keiner von Beiden aber sich selbst. Nie mehr konnte Winkelmann in Mengs den zuverläßigen Freund erblicken; nie jener das alte Wohlwollen für den armen Gelehrten in sich heraufbeschwören; denn das begangene Unrecht läßt oft eine noch weit nachhaltigere Verstimmung zurück, wie das erlittene.

Es ist leicht zu vergeben; schwer zu vergessen.

Der Aufenthalt in Rom war dem armen Winkelmann verleidet. Er blickte nach allen Seiten nach einem Orte umher, wohin er mit der meisten Aussicht auf Erwerb seinen Fuß setzen könne. Es war ihm

tief schmerzlich, Gnadengehalte annehmen und um Unterstützungen nachsuchen zu sollen; weit lieber hätte er die ihm schwer fallendste Arbeit verrichtet, wie es jetzt auch der Fall war, indem er den Catalog zu der Bibliothek des Cardinal Archinto abfaßte. Den ganzen Tag schloß er sich mit dessen Bücherschränken ein, und nahm dies Geschäft zum Vorwand, sich bei Niemand zu zeigen und Niemand zu empfangen. Während er hier einsam saß, im Herzen den tiefen Kummer, die herbste Kränkung seines Lebens, zählte er die Tage, bis eine zustimmende Antwort aus Florenz einlaufen konnte, schrieb inzwischen nach Dresden, versuchte für den Fall eines Nein dort anzuknüpfen, und machte außerdem noch Pläne zu seiner Rückkehr nach Neapel, im Fall sonst Alles fehlschlage.

Langsam rückte sein großes Werk, die Geschichte der Kunst, der Vollendung näher. Damit es nur recht prächtig ausgestattet erscheine, hatte er, der des Geldes so bedürftig war, auf alles Honorar verzichtet. Es sollte in Zürich gedruckt werden, wo sein Correspondent, Herr Füßly, die Besorgung übernommen; allein die Zeichnung der Kupfer mußte vorher noch in Rom betrieben werden. Schwer fiel es Winkelmann hierbei, des Rathes und der Dienste von Mengs zu bedürfen,

den er jetzt das entgegengesetzte Ende von sich nannte.

Wöchentlich ging ein Bericht über die Kunstschätze Roms nach Dresden ab. Dieser war für den Kurprinzen bestimmt, wurde aber an Bianconi adressirt. Er unterzog sich dieser Mühe theils aus Erkenntlichkeit für die Pension, theils in Hoffnung auf eine Anstellung. Das Alles nahm aber seine Zeit gar sehr in Anspruch.

Die glühende Hitze des August machte Rom indessen unerträglich; alle Welt entfloh auf das Land; nur der Gelehrte blieb einsam über seinen Büchern zurück, täglich auf die ersehnten Briefe hoffend. Selbst die Rückkehr nach Sachsen hätte er augenblicklich einem längern Aufenthalte in Rom vorgezogen, wo ihn seinem Gefühle nach die Steine ansahen.

Der neue Papst war bereits nach Schloß Gondolfo aufgebrochen. Der schwer verletzte Archinto hatte seine Täuschung in einem seiner Landhäuser begraben. Winkelmann war es gleichgültig, ob Benedict oder Clemens auf dem Stuhle Petri saß. Die ewige Stadt selbst, nachdem das große Loos die wichtige Wahl entschieden, versank in ihre frühere Apathie. Päpste und Cardinäle standen im Allgemeinen dem Volke fern; nur der

Mangel an Brod beunruhigte dies. Die Theurung war groß, und Niemand half. —

Die Anona, einer von den Finanzzweigen der Kirche, drückte den Ackerbau zu Boden. Man schreibt dessen erste Einführung der berühmten Donna Olympia zu, welche unter der Regierung Innocenz X. eines so großen Einflusses genoß. Jeder Ackerbauer sah sich danach gezwungen, sein Getreide nach einem von der Regierung festgesetzten Preise zu verkaufen, und die Privatpersonen waren wiederum genöthigt, ihr Mehl von den Bäckern zu holen, welche sich aus den Vorrathshäusern der apostolischen Kammer damit zu versehen hatten. Da nun alle bei diesem Institute Angestellten darauf bedacht waren, so viel wie möglich für sich bei dieser Einrichtung zu gewinnen, so vermehrten sie noch durch Privaterpressungen das ohnehin Drückende dieses Gesetzes.

Der Staat war demnach der große Kornhändler in Rom, und dieser Staat bestand aus dem Papste, seinen Neffen und den vornehmsten Kardinälen und Prälaten, welche sich sämmtlich Actionäre dieser großen Pachtung nannten.

Diese Herren fuhren durch die Straßen Rom's in ihren vergoldeten Wagen, und sahen ungerührt das Volk in Lumpen und hungrig ihnen mit Blicken des Hasses

folgen; denn die Römer wußten nur zu wohl, in welchen Händen das Monopol ihres Getreidehandels sich befand.

Der Landmann murrte nicht weniger, und legte schließlich die Hände lieber in den Schooß, als daß er durch seine Arbeit den Reichen noch reicher, sich aber mit jedem Jahre ärmer machte; denn er konnte das Korn zu dem festgesetzten Preise nicht ohne Nachtheil für sich verkaufen, und ausführen durfte er es nicht; darum säete er lieber gar nicht. Aus diesem Grunde mehrte sich alljährlich die Zahl der unangebaut liegenden Felder um Rom, welche die Luft ungesund machten. Der Papst und die Herren Cardinäle hatten keine Zeit, an eine Verbesserung dieser Zustände zu denken; denn ihnen lag hauptsächlich daran, die wenigen noch vor ihnen liegenden Lebensjahre zu genießen. Der Baum, den sie pflanzten, war nicht bestimmt, ihren Kindern und Kindeskindern Schatten zu gewähren. Après moi le déluge, lautete darum das Motto des alternden Celibatärs. Für sich nur da zu sein, lehrt: auch nur für sich zu sorgen. Ein Priesterstaat repräsentirt den ausgesprochenen Egoismus des Individuums, und als ganzer Körper personifizirte er den Stillstand.

Die Malaria begann ihr alljährliches Reich, und

Jeder suchte sich davor zu retten. Wie eine todte Stadt lag das weite Häusermeer da. Nur die Nacht lockte die Bewohner hervor; allein auch diese war schwül und die Furcht vor dem tödtenden Fieber ließ das heitere Leben des Frühsommers jetzt nicht aufkommen.

Winkelmann störte das Alles nicht. Er blieb nach wie vor in seiner Bibliothek eingemauert, und harrte ermüdet und erschöpft einer Entscheidung seines Schicksals.

Seit Archinto die Papstwahl fehlgeschlagen, hatte er ihn nur einmal flüchtig gesehen, und ihn sehr übler Laune gefunden. Für einen Sechziger war auf ein wiederkehrendes Conclave keine Rechnung zu machen, die Hoffnung seines Lebens war durch diesen Fehlschlag vernichtet; das rächte er an den Menschen, weil er es an Gott und seinem Schicksal nicht rächen konnte.

Die Thätigkeit Winkelmann's in seinem Interesse war ihm erwünscht; doch sie zu lohnen fiel ihm jetzt nicht ein. Jener dagegen, wenn er es sich auch vielleicht selbst nicht eingestand, hatte doch sicher in diesem Momente nur darum den Cardinal zu verbinden gewünscht, um bei dessen Erhöhung die Früchte dafür zu ernten; nun war auch das vergeblich gewesen. Mit umdüsterter Stirne suchte er daher möglichst schnell die langweilige Arbeit zu ihrem Schlusse zu bringen.

Er hatte seit seiner Rückkehr so still gelebt, daß seine Bekannten nur zufällig, wenn sie einmal in die Stadt kamen, seine Anwesenheit erfuhren. Jenkins, der sich nie von seinen Alterthümern trennte, hatte er noch nicht besucht und auch seine gelehrten Sonntagsfreunde vermieden, weil er die Furcht nicht los werden konnte, Casanova möchte seinen Triumph ausgeschwatzt haben. Da Jeder jetzt das Tageslicht floh, so war es eine leichte Sache, sich aus dem Wege zu gehen.

Eines Morgens überraschte ihn die kleine Frau des Scapatore, als er eben beschäftigt war, seinen Thee zu kochen. Er hatte „Herein!" gerufen, ohne zu ahnen, wer bei ihm eintreten könne, und gerieth bei ihrem Anblick in große Verlegenheit über seine allerdings sehr nachlässige Toilette. Seine Perrücke lag neben ihm, und der Anblick eines kahlen Hauptes ist ein vernichtender, welcher schon manche Flamme in einem Frauenherzen urplötzlich ertödtet hat.

Auch sonst war seine Toilette nicht die sorgfältigste. Das niedergeschlagene Auge der jungen Frau und ihr Erröthen belehrten ihn mehr noch darüber, wie sein eigenes Bewußtsein. Er hätte sich entfernen mögen, um das Fehlende nachzuholen, allein was wurde dann aus seinem Frühstück und der Spiritusflamme?

Eine Minute lang blieben Beide stumm einander gegenüber. „Soll ich im Vorzimmer warten?“ fragte Frau Momolo schüchtern.

„Wenn Sie es vorziehen, ja, — oder — könnten Sie vielleicht mein Frühstück bereiten, während ich in mein Schlafzimmer schlüpfe?“ rief er, dieses neuen Gedankens froh.

„Herzlich gern!“ erwiderte sie, und warf Shawl und Handschuhe fort, um durch diese Beschäftigung aus ihrer Verlegenheit zu kommen. Geschickt hatte sie sich dabei so gewendet, um Winkelmann nicht ansehen zu dürfen, und erst, als sie diesen fort wußte, schlug sie die großen blauen Augen auf und setzte sich lächelnd an seinen Platz.

Als er wieder hereintrat, war Alles fertig.

„Nun müssen Sie aber mit mir frühstücken!“ sagte er, ihr die Hand zum Gruße bietend. „Ich habe noch eine Tasse, und Sie trinken mit.“

„Nein, nein!“ bat sie. „Erstlich mag ich Ihren Thee nicht und zweitens habe ich schon vor ein paar Stunden mit Momolo den Kaffeesatz des Heiligen Vaters zu mir genommen. Das genügt. Lassen Sie sich nicht stören. Ich sehe Ihnen zu.“

Sie sprang auf und rückte einen Sessel an die andere Seite des Tisches.

„So!“ sagte sie. „Nun essen Sie und währenddeß plaudern wir.“

Winkelmann ließ seinen Thee noch unberührt. Er sah sie an, und sah dann in seinem Gemache umher. Es mußte ihm etwas durch den Sinn gehen.

„Was denken Sie?“ fragte die kleine Frau. „Warum lassen Sie Ihren Thee kalt werden?“

„Ich denke, daß die Bibel Recht habe, es sei das Alleinsein des Menschen nicht gut.“

„Das ist ja eine bekannte Sache!“ erwiderte sie lachend. „Braucht ein so gelehrter Mann, wie Sie sind, das noch erst zu denken?“

„Es ist mir nie eingefallen, das Leben zu Zweien zu wünschen, weil meine Wissenschaft immer mein Zweites war. Seit ich Sie mein Frühstück machen sah, kam mir zum ersten Mal der Gedanke, wie viel besser es mir schmecken würde, wenn ein liebes Wesen es mir bereitete.“

„Das hätte Ihnen lange schon einfallen können, däucht mir“, sagte Frau Momolo kopfschüttelnd. „Jung gefreit, hat Niemand gereut.“

„Ich war nicht in der Lage“, fiel Winkelmann seufzend ein.

„Das ist eine Ausrede!“ rief sie wegwerfend. „Dem guten Willen ist Alles möglich!“

„Den hatte ich freilich auch nicht, weil meinem Herzen die Freundschaft genügte, und erst, seit ich erprobt, was unzuverlässige Freunde sind, fühle ich eine Leere in meiner Brust und möchte mich einem Frauengemüthe anschließen.“

„Dann beeilen Sie sich, sonst wird es zu spät damit; denn das Beispiel dieser steinalten Kardinäle darf Ihnen nicht zum Muster dienen. Denen hängen nur Frauen an, weil sie sehr reich sind und ihnen schöne Kleider geben; darum möchten Sie aber doch gewiß nicht geliebt sein?“

„Ich möchte es nicht nur nicht, sondern es ist auch eine Unmöglichkeit, durch solche Mittel mir Zuneigung zu gewinnen, weil ich ohne Vermögen bin“, sagte Winkelmann sehr ernsthaft. „Nun aber lassen Sie mich doch auch erfahren, welchem Umstande ich das Vergnügen Ihres frühen Besuches verdanke, denn eine bloße Zufälligkeit ist es sicher nicht, die Sie zu mir geführt hat.“

Frau Momolo nahm hierauf eine ernste Miene an.

„Ich habe mich aus der Messe zu Ihnen hergestohlen und der Gang ist mir recht schwer geworden", begann sie. „Ich fürchte mich immer noch, in dieser großen Stadt allein auszugehen, deren Ende ich wohl niemals sehen werde. Und nun sollte ich gar in ein Haus treten, wo alle Diener mich mit großen Augen anblickten und ich vor Verlegenheit kaum die Frage nach Ihrem Zimmer hervorstammeln konnte. Mich wundert noch, daß ich nicht wie ein Hase davon gelaufen bin."

„Warum hat Momolo Sie nicht lieber herbegleitet? Sein Dienst belästigt ihn nicht so gar sehr, wie er mir sagt; also könnte er sich wohl so viel Zeit abmüßigen, den Beschützer seiner niedlichen Frau abzugeben."

Sie lächelte freundlich zu der Artigkeit.

„Mein Mann ist mit dem Heiligen Vater in Castel Gandolfo. Ich hätte auch mitgehen können, denn der erste Stubenkehrer hat die Erlaubniß, seine Frau bei sich zu haben, allein ich zog es vor, hier zu bleiben."

„Wie? Sie wünschten nicht das schöne Land um Rom und die Einrichtung einer eleganten Villa kennen zu lernen? Das verdenke ich Ihnen doch sehr."

„Ich hatte meine Gründe!“ erwiderte sie mit Wichtigkeit.

„So! Das ist freilich ein Anderes!“ sagte Winkelmann, sie mit halbem Lächeln betrachtend.

„Ich kann sie Ihnen auch nennen, denn Sie sind ja mein Landsmann und alt genug, um mein Vater sein zu können; das nimmt mir alle Furcht, offen mit Ihnen zu reden.“

„Wirklich?“ sagte Winkelmann, wenig geschmeichelt von dieser Vorrede, wie es schien.

„Momolo ist nämlich ein wenig eifersüchtig“, fuhr sie unbeirrt fort, „und machte sich Sorge, dort in allerlei Konflikte zu gerathen.“

„Ihretwegen? Sieh da! Das hätte ich von Ihnen nicht gedacht.“

„Nicht, daß ich ihm Veranlassung gebe“, fiel sie versichernd ein. „Ach Gott! Ich habe wohl andere Sorgen in meinem Kopfe und meinem Herzen, als mich um diese häßlichen, schwarzhaarigen Leute zu bekümmern.“

„Wenn nun aber ein Blonder käme? Wie dann?“

„So würde er auch nicht viel von mir erlangen. Blond aber ist dort Niemand, so viel ich weiß; denn

die Herren am Hofe des Papstes sind ja Alle steinalt, und haben entweder gar keine Haare oder wenige spärliche, weiße; das ist allerdings nicht verlockend."

„Warum aber fürchtet Momolo denn deren Reize, wenn sie Ihnen so wenig in die Augen stechen, wie Sie sagen?"

„Er denkt nicht daran, daß mir einer dieser alten Gecken gefallen könnte! Dagegen aber wäre ich sehr leicht im Stande, deren Artigkeiten auf eine für sie beleidigende Weise zu erwidern, und sie möchten dafür an Momolo Rache üben; kurz, er zittert, durch mich sein Amt zu verlieren, und war daher froh, mich hier zu lassen."

„Er hätte aber auch eben so leicht durch Sie steigen können."

Die kleine Frau warf unmuthig den Kopf in die Höhe.

„Was denken Sie von mir?" sagte sie empfindlich. „Ich habe ein so trauriges Beispiel von dem vor Augen, was man durch den Verlust seines guten Namens leidet, daß ich um kein Geld der Welt Momolo untreu würde."

„Das ist brav!" rief Winkelmann beistimmend.

„Aber das Beispiel? Darf ich es kennen? Hier in Rom ist man in dem Punkte so gar strenge nicht.“

„Die Gräfin Braciforte!“ nahm Frau Momolo leiser redend das Wort. „Sie entsinnen sich noch Ihres Rathes, sie in der Kirche zu treffen, und siehe da! es war die Gesuchte!“

„Und sie erkannte Sie?“ fragte Winkelmann neugierig.

„Nicht sogleich! Denn sie vermuthete nicht, mich dort zu treffen, und auch habe ich wohl, seit sie mich nicht gesehen, ein anderes Aussehen bekommen. Kaum aber sprach ich drei Worte, da trat die Erinnerung frisch vor ihre Seele, sie riß mich mit sich fort in ihren Wagen und führte mich in ihr Haus, wo wir den ganzen Tag eingeschlossen mit einander zubrachten. Gott! Wie erleichterte das unser übervolles Herz, Alles heraussagen zu können, was uns durch den Kopf ging, ohne uns erst auf ein einziges Wort besinnen zu dürfen!“

„Sie ist hoffentlich glücklich in ihrer glänzenden Lage?“ fragte Winkelmann gespannt.

„Glücklich war sie noch nie und ihre Lage ist nichts als ein glänzendes Elend“, sagte die kleine Stubenfegerin traurig. „Ihretwegen bin ich zu Ihnen ge-

kommen, sonst wäre es schwerlich geschehen, sie aber schickte mich an Sie ab."

„Sie? — An mich?" fragte Winkelmann, nicht wenig überrascht.

„Ja, ja! Sie, an Sie! Sie kennen sie ja von früher her?"

„Das sagte sie Ihnen? Das gesteht sie ein?"

„Nur mir und Ihnen — weil es sein mußte."

„Aber wo war das Muß?"

„Ihre Sorge, daß ihr Vater ihr fluchen könnte, trieb sie; denn trotz des Wechsels ihres Namens und trotz des Geheimnisses, in das sie sich hüllt, ist eine Kunde nach Halle gedrungen, daß sie hier lebt. Sie glaubt, daß nur Sie der Urheber dieses Gerüchtes sein könnten, und bittet Sie flehentlich, es zu widerrufen. Denn was gewinnen Sie dadurch? Gar nichts! Ihr aber kostet es ihr Alles; denn der Segen der Eltern bauet den Kindern Häuser, und ihr Fluch reißet sie nieder, sagt die Bibel."

„Bei Gott! Ich bin völlig unschuldig an der Sache, denn nie habe ich ihrer mit einer Silbe erwähnt!"

„Dafür segne Sie der Himmel", rief die kleine Frau Momolo und ergriff des Gelehrten Hand, um sie

an die Lippen zu führen. Bei dieser Zärtlichkeit wurde ihm ganz eigenthümlich wohl zu Muthe.

„Wenn Sie doch küssen wollen, so wählen Sie, statt meiner Hand, meinen Mund", sagte er schelmisch.

„Pfui!" rief sie, ihre Stirne faltend. „Die Männer deuten auch Alles verkehrt! Aber nun schnell noch eine Bitte! Die Gräfin wünscht Ihren Rath. Würden Sie etwas dagegen haben, ihr morgen früh in der Messe zu begegnen?"

„Wenn Sie überzeugt sind, daß Archinto es nicht erfährt?"

„Er ist nicht in der Stadt. Sie selbst geht morgen Abend wieder zu ihm auf das Land."

„Gut! So komme ich!" sagte Winkelmann versichernd.

Achtes Kapitel.

Dunkle Wege.

In der Kirche della Santa Trinita de Monti knieten eines Morgens unter den armen Beterinnen zwei Frauen, deren Kleidung sie den höheren Ständen zuwies. Während der Fiebermonate gehörte das Erscheinen der vornehmen Welt in den Gotteshäusern zu den Seltenheiten. Man sah der Andächtigen nur wenige; denn wer nicht selbst krank darnieder lag, hatte Angehörige zu verpflegen, oder fürchtete doch, sich den brennenden Strahlen der jetzt allmächtigen Sonne auszusetzen.

Nur das Gemurmel der wenigen Betenden störte diese sonst lautlose Stille des weiten Raumes. Aller Köpfe wandten sich daher dem Eingange zu, als jetzt auf dem Marmorboden der Tritt eines Mannes hörbar

ward, der gerade auf den Hauptaltar zuschritt, sein Knie beugte, ein Kreuz schlug, und dann, sich aufrichtend, wie suchend das Auge über die kleine Versammlung hingleiten ließ.

Bald haftete es auf den beiden elegant gekleideten Frauengestalten. Auch diese schienen seiner jetzt ansichtig geworden zu sein, denn, wie auf ein gegebenes Zeichen, erhoben sie sich gleichzeitig und gingen einem Seitenausgange zu. Dieselbe Richtung schlug der Herr nun gleichfalls ein, ihren Schritten folgend, bis sie hinter verfallenen Mauern, deren es in Rom überall giebt, einen Fleck erreichten, wo sie von Niemand belauscht oder gestört zu werden fürchten durften.

Hier warteten die Frauen, bis der Herr zu ihnen stieß. Dann lüftete die Größere von ihnen den sie dicht verhüllenden Schleier und zeigte ein schönes, von goldblondem Haare umringeltes Antlitz. Mit vornehmer Hauptbewegung und einem halben Lächeln begrüßte sie den Herrn, der sein Auge prüfend auf ihrem Antlitze ruhen ließ, während er, sich stumm verbeugend, ihre Anrede erwartete.

„Ich habe Sie gebeten, mich hier zu treffen, Herr Winkelmann“, begann sie, nach einigen Augenblicken der Sammlung, mit einer klangvollen Stimme, die sie,

nach Art der Römerinnen, aus tiefer Brust ertönen ließ, „weil ich Ihres Rathes, Ihrer Hülfe bedarf, und darauf rechne, daß die Macht der Erinnerung an die Tage unserer beiderseitigen Jugend Ihnen einiges Interesse an meinem Schicksale einflößen wird. Ich stehe hier auf einem mir fremden Boden, und habe Niemand, dem ich mich anvertrauen möchte noch könnte. Sagen Sie mir daher aufrichtig, wollen Sie mir ein Freund und Beschützer sein und sich meiner verlassenen Lage annehmen?"

„So weit es in meinen Kräften steht, Frau Gräfin!" erwiderte Winkelmann, mit zögernder Lippe den Titel aussprechend, welchen Elisabeth Sprenger jetzt vor der Welt führte; denn das junge Mädchen in Halle, und die stolze Freundin des mächtigen Archinto, waren zwei so ganz verschiedene Personen, daß er sie durchaus nicht mit einander zu vereinigen vermochte. Die Frau vor ihm hatte mit dem einfachen Mädchen an seinem Spinnrade nichts mehr gemein, als die Empfindungen des Herzens, welche in einsamen Stunden sie in ihre Kindheit, wie in ein Zauberland, zurückführten.

„Ich will Sie nicht von meinen Erlebnissen unterhalten", fuhr sie mit einer traurigen Bewegung des Hauptes fort. „Weit war der Weg bis dahin, wo ich

heute, ohne noch ein Ziel erreicht zu haben, stehe, und der Dornen gab es manche, an denen mein Fuß sich Wunden riß. Die Tragweite eines ersten Schrittes kann Niemand berechnen. Ist er gethan, dann zieht das Schicksal uns unerbittlich mit sich fort. Wir können nicht mehr zurück, so darf uns auch das Vorwärts nicht schrecken. Weiter geht es dann und weiter; wir bemerken im Fortschreiten nicht, wie lang der zurückgelegte Weg. Nur, wenn wir eine Pause machen und uns umschauen, erstaunen wir über Anfang und Ende. — Doch, wozu Ihnen das sagen?“ unterbrach sie sich selbst. „Nur um mir die Brust leicht zu sprechen, dazu sind diese Minuten zu kostbar. Sie wissen ja auch das Alles, so gut wie ich es weiß, denn Sie haben mich in allen Lagen gesehen, ich weiß es, Sie haben mich erkannt, mich bemitleidet und — geschwiegen! — Theils habe ich Ihnen Dank dafür gewußt, theils auch hat es mich gekränkt. Es ist nicht möglich, die Vergangenheit mit einem Striche aus seinem Leben zu entfernen! Es giebt Minuten, in denen man heißhungrig an seinen Jugendträumen zehren möchte. In diesen verlangte mich oft nach Ihnen, als dem einzigen Bekannten aus jener Zeit, und dennoch, war es aus Stolz, oder war es aus Furcht, wagte ich nie, Sie herbeizurufen. Hätten

Sie einmal nur sich heimlich an mich gewandt, heimlich meinen Schutz, meine Fürsprache begehrt, so wären Sie mein Wohlthäter geworden; denn für den geleisteten Dienst hätte ich mir das Recht erkauft, Sie nach meinem Vater fragen, vor Ihnen geliebte Namen aussprechen zu dürfen! Aber Sie schwiegen, und so schwieg auch ich! — Doch, das Alles gehört ja nicht zur Sache! Was will ich denn?" sagte sie, über die weiße Stirn fahrend, als wolle sie Gedanken, die ihr dort im Wege, verscheuchen. „Ich muß mit Ihnen von der Gegenwart, von heute sprechen. Sie kennen Monsignor Archinto seit lange. Er schätzt Sie. Hat er nie mit Ihnen von mir gesprochen?"

„Nie!" betheuerte Winkelmann.

„So bringen Sie ihn jetzt auf dieses Thema. Ich muß seine Gesinnungen kennen, muß wissen, wie er für meine Zukunft zu sorgen bedacht ist! Erforschen Sie ihn in dem Punkte, und reden Sie in meinem Interesse, wo es nöthig."

„Es wird sich mir keine Gelegenheit dazu bieten," sagte Winkelmann, sichtbar erstaunt über diese Zumuthung.

„Nicht bieten, das mag sein; aber wenn gesucht, so ist sie da," fiel ihm die schöne Frau aufgeregt in

die Rede. „Wissen Sie, daß es sich hier um meine Existenz, um meine Zukunft, um die ganzen geopferten Jahre handelt! Der Glanz meines Lebens ist ein erborgter, die Hand, welche ihn gab, kann ihn mir auch entziehen, und was ist dann mein Loos? — Hier in Dürftigkeit umzukommen, oder heimzupilgern und an die Thüre meines greisen Vaters klopfen und um Einlaß bitten — als was?“ Thränen erstickten ihre Worte. Sie zog ihr Battisttuch hervor und trocknete die schönen Augen.

„Sie irren sich in meiner Stellung zu Monsignor Archinto,“ nahm Winkelmann bewegt das Wort. „Er hat mir nie gestattet, mit ihm von seinen Privatangelegenheiten reden zu dürfen. Die Großen der Römischen Kirche sind in dem Bezug verschlossen wie das Grab und verlangen von denen, welchen sie den Zutritt gestatten, daß sie nicht nur ein Auge, sondern alle Beide schließen, oder wo möglich ganz blind zu sein scheinen. Je unbefangener man die Dinge hinnimmt, wie sie sind, je angenehmer wird man ihnen.“

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden, das Angenehme dieses Scheines ist auch mir zu statten gekommen; der hat mir einen weiten Mantel für meine Vergangen heit, wie für die Gegenwart geboten, und hätten die

Verhältnisse sich nicht geändert, so wäre ich die Erste gewesen, die Vortheile dieser geselligen Uebereinkunft zu preisen."

„Hat sich etwas geändert?" fragte Winkelmann, nach der Ursache ihrer gereizten Stimmung spähend.

„Sie wissen, daß Monsignor Archinto darauf gerechnet hatte, Papst zu werden. Das Mißlingen dieses Planes hat ihn verstimmt. Er glaubte seiner Wahl so versichert zu sein, daß er, seiner gewöhnlichen Neigung zur Sparsamkeit entsagend, einen kostbaren Haushalt führte, und große Summen darauf verwandte, um sich Freunde zu gewinnen. Es verdrießt ihn nun, vergeblich in seine Börse gegriffen zu haben. Er möchte das Verausgabte wieder einbringen. Er starrt trübe vor sich hin, trinkt mehr als gewöhnlich und — mir ahnt nichts Gutes!"

„Was aber könnte er im Sinne tragen?" fragte Winkelmann verwundert.

„Meinen Haushalt zu opfern," sagte die Dame kleinlaut und so leise, als wage sie den fürchterlichen Worten kaum selbst ein Ohr zu leihen.

„Wird er den entbehren können?" sagte Winkelmann kopfschüttelnd. „Hängen wir nicht Alle an dem Gewohnten, und haben Sie es je von einem Cardinal

gehört, in seinem Alter auf eine solche zweite Häuslichkeit verzichtet zu haben, die in seinen bessern Tagen den größten Reiz seines Lebens ausgemacht?“

„Archinto ist auch eine Ausnahme; denn er liebt das Geld wie Keiner, und hat dazu in letzterer Zeit seltsame Anwandelungen von Frömmigkeit gezeigt, wodurch meine Lage nur um so gefährlicher wird. Ich zittere darum vor jedem neuen Morgen, denn ich lebe an einem Abgrund, in den mich ein böser Traum seiner Nächte stürzen kann. Rechte habe ich nicht, fußen darf ich auf nichts; sendet er mir einen Paß mit einem Visa, so darf ich in Rom nicht länger weilen. Sie müssen gestehen, daß ich diese Lage fürchterlich nennen kann.“

„Ist es aber nicht Ihre Einbildungskraft, die Ihnen solche Schreckgespenster schafft? Archinto ist kein böser Mann. Sollte seine Zuneigung für Sie nicht lange Bedacht darauf genommen haben, Ihre Lage auch über sein Leben hinaus sicher zu stellen?“

Sie bewegte mit trauriger Verneinung ihr Haupt.

„Er ist durch und durch Egoist;“ sagte sie dann. „Ich habe häufig auf den Fall seines Todes angespielt, und ihn, wenn auch nur scherzend, um ein Vermächtniß gebeten. Er hat mir dann jedesmal erwidert, daß er

kein Thor wäre, denn das hieße eine schöne Frau von sich unabhängig machen, und sie lehren für das Ende seines Lebens zu beten, während ihr sonst Alles an seiner Erhaltung liegen müsse.“

„Darin hatte er freilich nicht Unrecht,“ bemerkte Winkelmann nachdenkend.

„Darum auch ließ sich wenig dagegen einwenden,“ fiel sie eifrig ein; „und um seinen Argwohn nicht zu wecken, wagte ich nicht, dies Thema häufig, oder im Ernste, vorzubringen. So verging die Zeit — mit Hoffnungen. — Wäre er Papst geworden, so blieb auch meine Lage die glänzendste. — Er konnte dann nicht umhin, für mich zu sorgen, schon des Scheines halber. Jetzt aber — ist für mich Alles verloren, es sei denn, daß ein schneller Tod ihn abrufe und mich im Besitz der Dinge finde, die er mir geliehen, geschenkt. Niemand würde mir dann nehmen, was ich als mein Eigenthum benutze, und die Veräußerung meines Hotels, der Equipage und der Möbel mir eine hinreichende Summe sichern, um damit in Deutschland leben zu können. Nur das also kann mich noch retten,“ fügte sie, wie mit sich selbst sprechend, hinzu.

„Des Cardinals plötzlicher Tod?“ sagte Winkelmann, und ließ sein Auge lange und fest auf ihr ruhen.

„Er ist aber, für einen Prälaten der Römischen Kirche, nicht alt."

„Ich nenne den Fall auch nur als möglich," sagte sie, den Blick senkend. „Er leidet an Schwindel. Man weiß nicht, was ihm, in Folge dessen, begegnen kann."

„Freilich! Sterblich sind wir Alle, und leicht schneidet sich ein Lebensfaden ab, doch muß das Bewußtsein, die Scheere geführt zu haben, fürchterlich sein!"

„Wie meinen Sie das?" fuhr sie auf, und Todtenblässe überzog ihre Wangen.

„Es war nur ein Gedankenflug," sagte er, wie entschuldigend. „Sie wissen, wie wenig man in Rom aus einem Menschenleben macht, und wie leicht sich die Mittel, es zu verkürzen, Jedem bieten; denn der Arm des Gesetzes ist kurz, und für die Gewissen bietet die Kirche jegliche Beruhigung, ein paar Seelenmessen, die Reliquie eines Heiligen, und Alles ist gut. Somit stehen wir in der Hand eines jeden böswilligen oder habsüchtigen Menschen, und dieser Gedanke hat etwas so eigenthümlich Schauerliches für mich, daß ich von jeher ihn nicht ohne Entsetzen habe in mir aufkommen lassen können."

„Sie trüben Niemand das Wasser, wer also sollte nach Ihrem Leben trachten?" sagte die Gräfin zerstreut.

„Wenn auch! Was man so wohlfeilen Kaufes haben kann, nimmt man, auch ohne lange mit sich zu handeln.“

„Das glauben Sie ja nicht!“ warf sie verneinend ein. „Dem Schicksale vorgreifen kann man nur mit raschem Entschlusse aus Haß oder aus Liebe; sonst wird die Hand zagend vor der That zurückschrecken, weil jede Ueberlegung den Zweifel kennt, der schüchtern macht. Doch — scheiden wir jetzt. Sie weigern sich, meine Bitte zu erfüllen und beharren bei dem Entschlusse?“

„Weil ich überzeugt bin, daß meine Einmischung, statt Ihnen zu dienen, Archinto nur erbittern würde;“ sagte Winkelmann entschuldigend.

„So sei es denn!“ rief sie seufzend, und sah ihn mit traurigem Auge an. „Keiner kann seinem Schicksale entgehen, wie er es auch anfange, sich dagegen zu sträuben. Leben Sie wohl!“

Sie entfernte sich raschen Schrittes. Die kleine Momolo, bevor sie ihr folgte, reichte Winkelmann noch zwei Finger zum Abschiede, eine schmollende Miene dabei annehmend, weil er den Wunsch ihrer Gebieterin nicht erfüllt.

Langsamen Schrittes wandte er sich seiner Wohnung zu. Die Scene hatte ihn seltsam bewegt. Das

Schicksal dieser Frau ging ihm wahrhaft zu Herzen, er konnte das Peinliche ihrer Lage nachempfinden und bedauerte schmerzlich, ihr nicht dienen zu können, denn ihm ahnte, zu welcher That die Verzweiflung sie führen würde.

Hier eingreifen hieß zugleich auch vorgreifen; er fühlte sich dazu unbefugt.

Auf seinem Schreibtische fand er die längst erwartete Antwort von Muzel-Stosch. Dieser hieß ihn mit hoher Freude bei sich in Florenz willkommen; um nun der ihn drückenden Stimmung los zu werden, packte er sogleich seine Koffer, und verabschiedete sich darauf brieflich bei seinen Gönnern, um mit des Frührothes erstem Strahle aufzubrechen.

Neuntes Kapitel.

Vergeben, nicht vergessen.

Die Zeit ist eine wunderbare Trösterin, sie heißt den Groll des Herzens schweigen, und lenkt den Strom aufgeregter Gefühle in jenes sanfte Bett zurück, wo man zum Vergeben geneigt wird, auch wenn das Vergessen dem bösen Gedächtnisse unmöglich bleibt. Veränderung des Ortes, der Verhältnisse, tragen das ihrige bei, lebhafte Eindrücke zu schwächen, vor dem Neuen erblassen die Farben des schon Gewohnten, und für das Wiedersehen bringen wir gleichsam andere Augen mit.

Casanova mochte es lange bereut haben, daß er dem Gelehrten die bitterste Empfindung seines Lebens aufgedrungen; allein Geschehenes steht unabänderlich da. Die Tragweite eines unbesonnenen Scherzes lernen wir

meistens zu spät kennen, im Augenblicke überwallender Laune berechnet Niemand genau, ob, was ihn selbst belustigt, auch dem Andern gleich erfreulich sei, und erst die Rückwirkung belehrt ihn über seine Unvorsichtigkeit.

Winkelmann hatte sich schweigend von Allen zurückgezogen, die Theil an dem Betruge gehabt, und seiner Arbeit gelebt. Diese stille Nichtachtung erfüllte sie mit Beschämung und Jeder wünschte heimlich auf dem alten Fuße mit ihm zu stehen, auch wenn er es laut nicht eingestand.

Mengs allein hatte das Eis gebrochen, und damit eine Art Verkehr zurückgeführt, der freilich dem früheren herzlichen Vertrauen fern lag, doch aber einer gänzlichen Entfremdung vorbeugte.

Darüber war er auf das Land gegangen und dann nach Neapel gereist, während Winkelmann den Winter in Florenz zubrachte. So verging fast ein Jahr, bis Beide sich wiedersahen, und so viele Monate, Wochen und Tage hatten gleichsam eine neue Brücke zwischen ihnen aufgebaut.

Beide hatten einander entbehrt und waren froh, sich wiederzufinden. Mengs konnte keinen zweiten Winkelmann auf dieser Erde finden, und dieser wieder bedurfte des denkenden Künstlers, um von ihm eine

Billigung oder Berichtigung seiner der Theorie entnommenen Anschauungen des Schönen zu erfahren. Jeder von ihnen hatte seine Kenntnisse erweitert, und sehnte sich nach Mittheilung.

In dem Atelier von Raphael Mengs saßen sie nun wieder traulich beisammen und tauschten ihre Erlebnisse aus. Der Künstler entwarf dazwischen Skizzen zu den Plafonds in der Villa Albani, eine ihm vom Cardinal übertragene Arbeit, die sein nächstes Geschäft ausmachen sollte. Winkelmann hielt Geßner's Idyllen in der Hand, welche der Autor ihm zugesandt, und aus denen er Mengs vorlas. Beide bewunderten den Styl, die Gedanken, die Sprache.

„Von Allem, worin sich das menschliche Geschlecht hervorgethan hat, bleibt doch das Meisterstück der Natur, gut zu schreiben," bemerkte Winkelmann dazwischen. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich diese Kunst beneide! Denn immer mehr empfinde ich in mir den Mangel, meine eigene Sprache gut benutzen zu können, und je mehr ich fremde Zungen rede, um so bemerklicher tritt dieser hervor. Ich sehe dies, ich empfinde es, und kann es doch nicht ändern. Für einen Autor ist nichts so schlimm, als eine schlechte Sprache. Seine schönsten Gedanken verlieren dadurch an Werth, daß sie der

richtigen Einkleidung entbehren. Die Griechen trieben nur Griechisch und erreichten darum die Vollkommenheit. Horaz hatte nur eine Sprache zum Gebrauche. Die mir unerträglichen Franzosen genießen des gleichen Vortheils, weil sie, aus Eitelkeit freilich, nur ihre Muttersprache reden. Wir armen Deutschen dagegen sitzen beständig an fremden Tischen. Dadurch wird unser Ohr für den Wohlklang der eigenen Sprache verbildet. Und wollte ich nun in einer fremden schreiben, so wäre mein Werk wieder nicht für mein Vaterland."

„Sie sind ja auch so ziemlich damit zu Stande," erwiderte Mengs. „Es wäre für diesmal jedenfalls zu spät. Doch auch für die Zukunft möchte ich es Ihnen nicht rathen. Obwohl auch ich das Deutsche so sehr vergessen habe, daß ich Italienisch mit Ihnen spreche, weil es mir leichter wird, so schreibe ich meine Theorie des Schönen doch deutsch; denn, was man auch sage, d e n k e n lernt man nur in der Muttersprache."

„Ich habe Lust, meine Geschichte der Kunst selbst in das Italienische zu übersetzen, denn es wäre mir lieb, sie hier gekannt zu sehen, und die Römer lesen nur ihre Sprache."

„Von diesen kann man nicht sagen, daß sie sich

zu viel um das Fremde bekümmern“, warf Raphael Mengs lachend ein.

„Sie bekümmern sich eigentlich um gar nichts, als wie sie die Zeit todt schlagen“, versetzte Winkelmann. „Wer denkt hier an Arbeit? — Ein paar Gelehrte ausgenommen, bringt Jeder den Tag hin, wie es eben kommt. An ein ernstes Streben, ein ernstes Interesse ist hier nicht zu denken.“

„Wie kann das anders möglich sein unter solchen Regenten?“ erwiderte Mengs verächtlich. „Wissen Sie denn, daß Clemens — der à propos der einfältigste aller Päpste ist, die je den Stuhl Petri verunzierten — alle Statuen in unsrer Abwesenheit hat bekleiden lassen wollen, und es zum Theil auch ausgeführt hat?“

„Nicht möglich!“ rief Winkelmann entsetzt.

„Auf meine Ehre! Er hat solche tugendhafte Wallungen — aus bloßer Dummheit. — Ich soll ihn malen und werde die Gelegenheit wahrnehmen, ihn eine andere Tugend zu lehren. Dem Reinen sei Alles rein, werde ich ihm sagen, bis er vor seiner eigenen Sündhaftigkeit zusammt seinem Jesuiten-Oberhaupte zu erröthen anfängt.“

„Sein Einfluß ist auch sonst bemerkbarer“, nahm Winkelmann wieder das Wort; „Niemand kauft mehr

Bücher, seit er regiert, während unter dem gelehrten Benedikt es zur Mode gereichte, neue werthvolle Sachen anzuschaffen. Der Schaden ist für mich beträchtlich. Ich dachte von dem Katalog der Stosch'schen Münzsammlung — an dem ich neun Monate gearbeitet, bis ich meinen Körper zu einer Mumie umgestaltet — mindestens fünfzig Exemplare hier abzusetzen, und statt dessen ist nicht eins verkauft. Das ist hart, denn es verstimmt Stosch und schadet mir."

„Hat er Ihnen Ihre Arbeit nicht honorirt?"

„Davon war keine Rede. Ich hatte freien Aufenthalt bei ihm, und jetzt hat er mir ein Faß rothen Wein geschickt, den man auf der Dogana in rothen Essig verwandelt."

„Dann bitte ich, mich nicht darauf einzuladen", rief Mengs lachend. „Aber — ernstlich gesprochen — es ist ja empörend, wie man Ihnen lohnt! Wo ich Tausende einnehme, ernten Sie, für die doppelte Arbeit, ein paar Bissen von des Reichen Tische. Das muß enden. Der gelehrteste Mann der Welt, und mit stetem Mangel kämpfen, heißt unser Zeitalter beschimpfen!"

„Wie soll es anders werden?" erwiderte Winkelmann kleinmüthig. „In Sachsen ist die Noth in Folge des Krieges zu groß, um etwas für mich zu thun; in

Rom hat Niemand Geld übrig. Man schätzt mich, das ist Alles. Wäre Archinto Papst geworden, so hätte ich eine Aussicht auf anständige Beförderung hier gehabt, allein jetzt ist dazu keine Hoffnung."

„Sein plötzlicher Tod hat mich gar sehr überrascht, denn er war, für einen Kardinal, nicht alt", fiel Mengs ein.

„Er ist ohne Zweifel vergiftet worden" *), sagte Winkelmann ernst. „Ich fürchtete schon bei meiner Abreise nach Florenz, daß ihm dergleichen zustoßen möchte, hatte aber doch kein Recht, ihn zu warnen."

„Sie meinen das im Ernste", fragte Mengs aufblickend, „und kennen den Thäter?"

„Es ist ohne Zweifel eine Frau — seine schöne Freundin gewesen, die ihn so eilig in eine andere Welt gehen heißen. Er hatte nicht für ihre Zukunft sorgen wollen, das war unrecht von ihm, so hat sie es auf diese Weise selbst gethan. Zu verdenken war ihr das eigentlich nicht; Selbstrettung ist ja erlaubt, und wenn sie es mit ihrem Gewissen abmachen konnte, was hier nicht schwer ist, wo sich dergleichen abbeten läßt, so war sie allerdings in einer Lage, die die äußersten Mittel rechtfertigte."

*) Winkelmann an Franke.

„Es kommt dergleichen auch häufig genug vor, so daß man hier wenig daraus macht", sagte Mengs kopfschüttelnd. „Die Aqua Tofana spielt bei den Römern eine große Rolle, und man fragt sich daher bei jedem Tode, ob nicht ein paar Tropfen dieser fürchterlichen Flüssigkeit ihn herbeigeführt. *)

„Es ist schauerlich!" rief Winkelmann sich abwendend. „Mir ist jeder Gedanke an eine unnatürliche Todesart eine Pein, weil auch mir eine solche geweissagt ist." Er stand auf und trat an das Fenster, wie um den Gedanken los zu werden.

„Auf Ihren Katalog zurückzukommen — so soll der Papst ihn kaufen, dann wird er Mode werden", nahm Mengs von Neuem das Wort. „Ich werde mit ihm davon reden. Aber Ihre Geschichte der Kunst muß vorerst Kupfer bekommen, das macht die Sache anschaulich."

„Ich habe lange schon daran gedacht, aber wer soll die Kosten bestreiten?"

„Casanova könnte sie zeichnen und Ihnen Kredit geben."

„Der?" sagte Winkelmann bitter.

*) Gorani Memoiren.

„Er ist der beste Zeichner in Rom. Vielleicht auch einigten Sie sich mit ihm über die Kosten des Stechens. Er würde gern einen Theil der Verantwortlichkeit übernehmen, um Ihnen zu dienen."

„Hat er das gesagt?" fragte Winkelmann, hoch aufhorchend.

„Er hat mir den Auftrag gegeben, Ihnen dies Erbieten zu machen. Es thut ihm leid, daß dies große und herrliche Werk so lange liegen bleibt. Er möchte an Ihrem Ruhme arbeiten helfen."

„Nachdem er ihn hat untergraben wollen —" fiel Winkelmann ein.

„Das war Leichtsinn, gemischt mit Neid, ich gebe es zu, aber ohne eigentlichen bösen Willen gegen Sie, den er damals mit raschen Schritten von Erfolg zu Erfolg vorwärts schreiten sah und durch die Kleinigkeit nicht zu hemmen glaubte. Jetzt denkt er anders und möchte gut machen, was er Ihnen an Leid zugefügt. Seien Sie daher versöhnlich. Er wird Ihnen die Tafeln zeichnen, wie Keiner, und die Kosten tragen. Das leistet Ihnen sonst Niemand. Nehmen Sie also die dargebotene Hand an. Sie erzeigen ihm damit einen Gefallen und sich selbst einen Vortheil."

„Ich bin nicht nachtragend", sagte Winkelmann

begütigt. „Wenn er es wirklich gut mit mir meint, soll es mir lieb sein. Ich knüpfe an die Erscheinung dieses Buches meine ganze Hoffnung. Der Hof von Sachsen wollte nicht, daß ich es in der Schweiz drucken lasse; Walther in Dresden bot mir eine Zechine für den Bogen. Es geht hierhin und dorthin, das kostet Zeit. Indessen gewinne ich immer wieder neue Ansichten von der Sache, und was ich gesagt habe, genügt mir nicht länger. So arbeite ich um. Darüber vergehen die Jahre. Ich bin ein Vierziger. In dem Alter sollte man selbstständig sein und es zu etwas gebracht haben, die Füße unter den eigenen Tisch und nicht unter den von Fremden setzen. Ich mag mich nicht bücken und fügen, noch meine eigenen Gedanken verhehlen. Ich habe in Sachsen genug davon gelitten und es ist Zeit, daß ich wahr und aufrichtig meine Meinung ausspreche, wie es einem Manne geziemt. Frei muß ich sein. Entbehren will ich gern und mich mit dem Nothwendigsten begnügen, wie es stets der Fall gewesen ist; aber dies Nothwendige möchte ich meinem Verdienste und keiner G u n s t verdanken. Ich sehne mich nach einem ruhigen Leben. Mein Ehrgeiz erlahmt. Der U n d a n k d e r W e l t v e r d i e n t n i c h t, d a ß m a n s e i n L e b e n t a u s e n d F ä h r l i c h k e i t e n

aussetze, um der Menschheit zu dienen. Die Leute gleichen der Henne, welche über die Körner, die vor ihr liegen, hinweggeht, um die zu erschnappen, welche weiter liegen. Keiner sieht sein nächstes Gute. Viele wollen darum gar erst im Himmel anfangen, sich ihres Lebens zu freuen."

„Sie sind Hypochonder", sagte Mengs, ihn theilnehmend betrachtend. „Die vielen Schwierigkeiten ermüden Sie, aber nur, weil Sie über Ihre Kräfte arbeiten. Sie dürfen das nicht ferner thun. Gönnen Sie sich einmal Ruhe."

„Das werde ich nur zu viel thun müssen, sobald ich bei dem Kardinal Albani wohne", sagte Winkelmann seufzend. „Als dieser den Tod Archinto's erfuhr, ließ er mir durch Giacomelli den Antrag machen, bei ihm zu wohnen, mit einem Gehalte von monatlich zehn Scudi, und ich war froh, dies Anerbieten zu haben. Ich werde nun aus der Cancellaria dahin übersiedeln. Meine große Arbeit für Archinto habe ich vergeblich gemacht, sie kostet mir drei Monate meines Lebens, die mit seinem Tode verloren sind. Das Verzeichniß der Münzsammlung des Stosch trägt mir nicht bessere Frucht. So wird man endlich arbeitsmüde. Die gelehrten Gesellschaften in Leipzig und London haben

mich zu ihrem Mitgliede ernannt, allein die Ehre bringt nichts ein und eine Versorgung wäre mir lieber."

„Die wird sich finden", rief Raphael Mengs tröstend. „Nur Geduld! Es ist doch auch etwas werth, solche Anerkennung zu finden!"

„Was helfen die paar Worte! Diese Kardinäle geben Tausende aus, ja Zehntausende für ihre schönen Freundinnen und machen Schulden über Schulden; sie meinetwegen zu vermehren, fällt ihnen nicht ein. Ein armer Mann, wie ich, soll umsonst für sie arbeiten. Das Pfaffenreich steht auf morschem Boden, nach allen Seiten hin geht es seinem Untergange entgegen, und man befürchtet schon hier, daß das Haus Oestreich, sollte es Frieden bekommen, dem Papst Ferrara nehmen würde. Die Kardinäle selbst prophzeihen, daß in dreißig Jahren kein Papst außerhalb der Ringmauern Roms ein Wort zu sagen haben werde.*) Albani sagt alle Tage: Benedetto il Re di Prussia! Das ist sehr unvorsichtig von ihm. — Unter solchen Verhältnissen wandelt man auch hier an einem Krater. Böte man mir in der Heimath eine Versorgung, so ginge ich gern nach Sachsen zurück, und hät-

*) Winkelmann an Muzel-Stosch.

ten meine Freunde sich für mich bemühen wollen, so würde es ihnen schon gelungen sein; allein ich habe mehr Neider als warme Freunde. Bianconi ist doppelzüngig. Hagedorn macht sehr viel Worte, und ich hoffe nur, daß er dieser Neigung in seinem Buche über Kunst nicht gefröhnt haben möge. Oeser ist faul. Bei seinem Talente hätte er es weit bringen können, und ist statt dessen, aus bloßer Trägheit, in der Mittelmäßigkeit stecken geblieben. Wer aber für sich selbst nicht den Muth hat, es zu etwas zu bringen, wird weniger noch einen Freund dahin führen. Unser Leben ist kurz, man soll es würdig führen und endigen."

„Eins ist nicht für Alle", nahm Mengs begütigend das Wort. „Sie dürfen Andere nicht nach sich beurtheilen, nicht von Andern erwarten, was Sie leisten. Kommen Sie! Ein Gang auf den Monte Pincio wird Sie heiterer stimmen; unser Himmel und unsere Berge verscheuchen trübe Gedanken."

Er schob seinen Arm unter den Winkelmanns und zog ihn mit sich fort.

Zehntes Kapitel.

Die Vorlesung beim Papste.

Das Glück ist der schärfste Probirstein menschlischen Werthes. Wer, wo es ihm lacht, verwundert die Frage an sich richtet, warum es ihm so gut ergehe? und dem Schicksale gewissermaßen einen Vorwurf aus dieser ihm gewährten Begünstigung macht, der wird nicht nur Worte der Theilnahme für den noch kämpfenden, ringenden Mitbruder haben, sondern auch durch thätige Mithülfe an einer Ausgleichung der Lebenslagen bauen helfen, und damit verdienen, was ihm zu Theil geworden.

Eine ähnliche Empfindung trieb Raphael Mengs bei dem Papste sich für Winkelmann zu verwenden. Freilich durfte dies nicht in unumwundener Sprache geschehen. Der Heilige Vater blieb immer eine Heiligkeit,

und wollte, je weniger er sich ihrer innerlich bewußt fühlte, dieselbe äußerlich unangetastet wissen. Allein die häufigen Sitzungen, in denen der Künstler stehend das Angesicht des Vertreters Christi auf Erden in menschlischer Gestalt auf die Leinewand werfen durfte, bot manche Gelegenheit, die Neugierde des Papstes rege zu machen.

Die Kunst war diesem ein Spielwerk müßiger Stunden, und oft auch das noch nicht. Clemens besaß nicht die Bildung seines Vorgängers Benedict, noch den Schönheitssinn eines Pius VI. Er war ein guter alter Herr, den die in ihren Rechten schon vielfach gekränkten Jesuiten in ihren Händen wie weiches Wachs in beliebige Formen prägten. Alle Menschen in den Himmel hinein zu beten, hielt er für die einzige Aufgabe der Kirche, und was diesem großen Werke hinderlich war, wollte er entfernt wissen. Ob man übrigens in Rom mordete, stahl, hungerte, und durch das Elend die äußerste Entwürdigung der Menschen erzeugt ward, konnte ihn, als außerhalb seiner Sphäre liegend, nicht berühren. In einem Priesterstaate kann die weltliche Regierungsform sich nicht entwickeln.

Raphael Mengs schenkte der Lage des Volkes geringen Antheil. Er kam aus Sachsen, wo man sich

beugte, bückte und schmiegte und Alles über sich ergehen ließ, und fand in Rom nur ein anderes Blatt solcher Zustände aufgeschlagen. Winkelmann, obgleich der Stolz seiner Menschenwürde lebhaft in ihm sich regte, und nach dem Tage seufzte, wo er, als freier Mann, sein Haupt hoch tragen könnte, hing, über sich hinaus, keinen humanen Interessen nach; er vergaß über seiner Leidenschaft für die Ideale des Menschenlebens die harte, rauhe Wirklichkeit, welche seine Mitbrüder drückte.

Das Elend des römischen Volkes berührte daher Beide nur als Thatsache, die ihnen persönlich zu fern lag, um sich daran zu betheiligen. Raphael Mengs stand dem Papste als Künstler gegenüber. Er wünschte ein außerordentliches Bild herzustellen, daß ihn der Nachwelt als großen Portraitmaler nenne. Der Heilige Vater begehrte wiederum durch diesen ersten Maler des Jahrhunderts in der Galerie der Päpste zu thronen. Beide waren mit sich beschäftigt. Indessen plauderten sie mit einander von diesem und jenem, was der Tag brachte.

Mengs kam von Neapel zurück, und wußte von dort vieles zu erzählen. Darunter floß geschickt mit ein, wie hoch der König den Baron von Winkelmann schätze und wie sehr er Seine Heiligkeit um diesen seltenen

Mann beneide, der Rom recht eigentlich erst zu einer berühmten Stadt mache.

Clemens konnte dies Letztere nun freilich nicht recht einsehen. Wo er auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß, durfte, seiner Meinung nach, von diesen alten, zum Theil zerbrochenen Statuen nicht viel die Rede sein. Indessen wollte er nicht merken lassen, wie sehr er sich durch diesen Götzendienst gekränkt fühlte, und ließ an den Kunstwerken aus, was die Bewunderer derselben verbrachen.

„Ich begreife nur nicht, wie dort im Norden zwei Menschen, wie Sie und Winkelmann, haben geboren werden können;" bemerkte er im Laufe der nicht sehr geistreichen Unterhaltung. „Die Welt hat da hinauf doch so ziemlich ihr Ende erreicht, und die Menschen sollten dort auch an Begabung in eben dem Maße abnehmen. Wahrscheinlich ist Ihnen der Sinn für das Alles erst in Rom aufgegangen."

„Gewissermaßen mögen Ihre Heiligkeit Recht haben; indessen sieht es im Norden doch nicht so barbarisch aus, wie Sie es sich vorstellen. Wir haben gute Schulen und das Volk ist sehr gebildet."

„Es sind doch aber lauter Ketzer," fiel Clemens

mißbilligend ein. „Die guten Polen abgerechnet, werden nur wenige Menschen dort in den Himmel kommen."

Dagegen durfte Raphael Mengs, um nicht selbst als Ketzer verschrien zu werden, nichts einwenden.

„Freilich", sagte er, „in dem Punkte ist man zurück, was aber die weltliche Gelehrsamkeit betrifft, so hat Winkelmann die außerordentlichen Kenntnisse über das Alterthum schon mit hergebracht, so daß man durch ihn erst das Wesen der Griechen verstehen lernt."

„Das hat mir der Cardinal Albani auch gesagt, und darum habe ich Winkelmann gleich bei meinem Regierungsantritt wissen lassen, daß er sich mir vorstellen könne; er ist aber nie gekommen. Die weltliche Gelehrsamkeit ist eigentlich unnütz für die Eminenzen der Kirche, und dem wahren Seelenheile hinderlich; allein wissen möchte ich doch, was diese Merkwürdiges von dem deutschen Gelehrten in Erfahrung bringen, um ihn zu ihrer liebsten Gesellschaft zu machen; denn Archinto, Passionei und Albani haben sich förmlich um ihn gestritten, bis der Letztere ihn nun ganz für sich behalten hat."

„Gewiß hätte es sich Winkelmann zur hohen Ehre geschätzt, Euer Heiligkeit aufzuwarten, wenn Sie ihn nicht, während er in Florenz die Münzen des

Baron Muzel Stosch ordnete, auf das tiefste gekränkt hätten!"

„Ich? Gehen Sie! Wie sollte mir das einfallen? Und womit?" rief der Papst verwundert.

„Eure Heiligkeit haben die theilweise Bekleidung der Statuen geboten, und dadurch seinem Herzen einen Stoß gegeben."

„Aber nicht möglich", rief der Papst kopfschüttelnd. Ich kann mir von Winkelmann nicht denken, daß er ein lüsternes Wohlgefallen an der Nacktheit habe."

„Das hat er allerdings", sagte Raphael Mengs belustigt.

„Aber ist das nicht sündhaft? Ein ehrbarer Mann und ein guter Christ?"

„Er nennt das den Cultus des Schönen."

„Ich dächte, er brauche das Schöne nicht gerade da zu suchen, wo die Schicklichkeit eine Bekleidung anzulegen gebietet."

„Eure Heiligkeit verzeihen, das Meisterwerk der Schöpfung ist der Mensch, und die Skulptur kann diesen nicht bekleidet nachbilden."

„So sollte man die Leute malen, wie Sie mich malen, als Portrait. Ist Ihnen denn in den Sinn

gekommen, daß ich, um Ihnen zu sitzen, meine Kleider ausziehen müßte."

„Gewiß nicht, Euer Heiligkeit! Ich hätte mich nimmermehr erdreistet, Ihnen diese Zumuthung zu machen", sagte Mengs, mit Mühe nur ein Lächeln unterdrückend. „Winkelmann muß aber doch wohl nicht Unrecht in der Sache haben, denn er hat ein Werk über die Kunst geschrieben, worin auch das besprochen ist, und man hört es von allen gelehrten Männern der ganzen civilisirten Welt als etwas ganz Außerordentliches gepriesen.

„So!" sagte der Papst nachdenklich. „Und das hat er hier in Rom, gleichsam unter meinen Augen, abgefaßt, ohne meine Erlaubniß dazu nachzusuchen?"

„Er glaubte wahrscheinlich, daß Euer Heiligkeit sich nicht dafür interessirten."

„Das blieb doch noch dahingestestellt. Jedenfalls war es schicklich, mich davon in Kenntniß zu setzen. Sagen Sie Winkelmann, daß ich wünsche, er möge mich in Kürze mit dem Inhalte seines Werkes bekannt machen. Wenn Fremde an meinen Hof kommen, die davon, als von einer großen Sache, reden, so möchte ich doch auch etwas davon wissen. Und dann auch

wegen der Nacktheit! Ich möchte doch auch seine Rechtfertigung hören."

Mengs hatte nun erreicht, was er erreichen wollte; der Papst sollte von seinem Freunde und dessen Werke persönlich Notiz nehmen.

Froh hinterbrachte er diesem die ihm ertheilte Botschaft, und hieß ihn sich auf eine Vorlesung vorbereiten, die kurze Zeit darauf in dem Landhause des Papstes, in der Gegenwart der gelehrtesten Kardinäle stattfinden sollte.

Für Winkelmann knüpfte sich eine neue Hoffnung daran. Der Heilige Vater hatte so gut seine Speichellecker, wie irgend ein weltlicher Fürst, und fand er an dem gelehrten Buche Gefallen, so konnte er überzeugt sein, es am Tage darauf in den Händen der ganzen vornehmen Geistlichkeit Roms zu sehen. Erwartungsvoll kleidete er sich daher an und fuhr mit Seiner Eminenz, dem kunstverständigen Kardinal Albani, hinaus.

Letzterer lachte während des ganzen Weges und machte sich umbarmherzig lustig über das dumme Oberhaupt seiner Kirche, welcher Laokoon für Hiob gehalten hatte. „Was werden Sie ihm nur eigentlich vorlesen?" fragte er verschiedene Male. „Aber gleichviel, was es auch sei, er wird doch kein Wort davon verstehen."

Winkelmann blieb in sich gekehrt. Ihm war die Sache kein Scherz, denn leider hing sein Geschick, wie schon so oft im Leben, von dem Urtheile ab, welches ein Unwissender über ihn, den Wissenden, fällen sollte.

Der Papst saß feierlich auf seinem Ehrenstuhle und trug seine hohe Mütze, als sie eintraten. Die Kardinäle erhielten Tabourets neben ihm; Winkelmann im schwarzen Anzuge des Abate, stand dem Heiligen Vater gegenüber, die Reihe der rothen Röcke schließend. Die Scene hatte etwas höchst Eigenthümliches. Dem Künstler lieferte sie ein Bild, dem Denker einen Gegenstand zu Betrachtungen. Doch war, außer dem Kardinal Albani, Niemand gegenwärtig, der mit kritischem Auge dem Vorgange zusah.

Winkelmann, der italienischen Sprache mächtig, hatte sich aus seinem Werke nur die hier vorzutragenden Paragraphen notirt, und sprach frei.

„Der gute Geschmack", begann er, „hat sich zuerst unter dem glücklichen Himmel Griechenlands zu bilden angefangen. Die andern Völker der Erde trugen gleichsam nur den Samen dahin, denn es bedurfte zu der Entfaltung alles Schönen eines so gleichmäßig milden Klimas, das zur Erzeugung kluger Köpfe ganz besonders geeignet ist."

Der Papst räusperte sich hier und sah, wie fragend, die Kardinäle an, doch unterbrach er ihn nicht.

„Der Geschmack, welchen die Griechen ihren Werken gegeben, ist unnachahmlich geblieben. Kein Volk der Erde kam ihnen jemals darin gleich. Das höchste für uns erreichbare Ziel ist: ihnen nachzuahmen. Um sie zu bewundern, muß man sie freilich verstehen.

„Nikomachus sagte zu einem Unwissenden, welcher die Helena des Xeuxis tadelte: „Nimm meine Augen, und sie wird Dir als Göttin erscheinen!" — Mit solchen Augen betrachteten auch Michel Angelo, Raphael und Poussin die Werke der Griechen. Wer aber diese Augen nicht besitzt, noch sie von Jemand entlehnen kann, der wird auch bei den Alten nichts finden.

„Die Kenner der griechischen Kunst erkennen in ihren Meisterwerken nicht allein die schönste Natur, sondern mehr noch als Natur, eine ideale Schönheit, welche aus dem Verstande entsprang.

„Sie dachten sich die höchste Schönheit, ohne daß sie sie je gesehen, denn ihr Auge übte sich vielfach im Ersinnen der schönsten Formen, während der Kampfspiele und gymnastischen Uebungen der Jugend, welche öffentlich stattfanden.

„Die Schule der Künstler war in den Gymnasien,

und selbst Weise, wie Sokrates, gingen dahin, um zu lernen und zu lehren. Man lernte dort die Bewegung der Muskeln, die Wendungen des Körpers, man studirte die Umrisse der Glieder, oder die Contour an dem Abdrucke, welchen die jungen Ringer im Sande gemacht hatten.

„Das schönste Nackende der Körper zeigte sich hier in so mannigfaltigen, wahrhaften und edlen Ständen und Stellungen, welche die in unseren Akademien ausgestellten, gemietheten Modelle niemals bieten.

„Die schönsten jungen Leute tanzten unbekleidet auf dem Theater, und Sophokles, der große Sophokles, war der Erste, der in seiner Jugend seinen Mitbürgern dieses Schauspiel bot. Phryne badete sich in den Eleusinischen Spielen vor den Augenaller Griechen und wurde beim Heraussteigen aus dem Wasser den Künstlern zum Urbild einer Venus. Auch weiß man, daß die jungen Mädchen in Sparta an einem gewissen Feste ganz nackend vor den Augen der jungen Leute tanzten."

Der Papst wurde sehr unruhig.

„Wenn ich gewußt hätte, daß so viel Anstößiges in Ihrer Schrift wäre, so würde ich sie mir lieber unter vier Augen haben vorlesen lassen", unterbrach er ihn.

„Eure Heiligkeit vergessen, daß das Conclave aus Jünglingen besteht, von denen selten Einer unter sechzig Jahre zählt," warf der Cardinal Albani lächelnd ein. „Wir sind über die Zeit hinaus, wo unsere Jugend Schiffbruch leiden könnte. Lassen Sie daher den gelehrten Winkelmann immerhin fortfahren!"

Dieser nahm nun wieder das Wort:

„Was in diesen Sitten auffallend scheinen könnte, milderte sich, wenn wir bedenken, daß auch die Christen der ersten Kirche, sowohl Männer als Frauen, zu gleicher Zeit in einem und demselben Taufsteine ganz nackend untergetaucht wurden."

„Wo steht das?" fiel ihm der Heilige Vater in die Rede. „Ich habe von dieser sonderbaren Sitte nie ein Wort gehört."

„Ich werde die Ehre haben, Eurer Heiligkeit die darauf bezügliche Stelle aus den Kirchenvätern vorzulegen. Die ersten Christen waren der Ansicht, dem Reinen sei alles rein, und was Gott so schön geschaffen, dürfe dem Menschen zur Freude gereichen. Sie glichen darin vollkommen den Griechen, welche die gleiche Einfalt des Herzens besaßen, denn die Sünde vermuthen heißt so viel als: selbst sündigen können. Die den griechischen Künstlern gebotenen Gelegenheiten die Na-

tur zu beobachten, führte sie dahin, allgemeine Begriffe des Schönen, sowohl in den einzelnen Theilen, wie als Ganzes zu entwickeln, und sich damit über die Natur zu erheben."

„Das gefällt mir wieder nicht an den Griechen," warf der Papst mißbilligend ein; „denn es scheint ja, als wollten sie den lieben Herrgott noch übertreffen."

„Dafür waren sie auch Heiden," bemerkte der Cardinal Albani lächelnd.

„Ja, ja! das entschuldigt Vieles!" sagte der Heilige Vater begütigt.

„Man weiß von dem großen Leontini, daß er den Griechen den Vorzug einer theils schöneren Natur, theils idealischen Schönheit ihrer Figuren hat streitig machen wollen. Er war überdem der Meinung, daß die Natur allen ihren Theilen das erforderliche Schöne zu geben wisse; die Kunst nur darin bestehe, es zu finden. Die Medicäische Venus hat ihn jedoch eines Besseren belehrt."

„Viele von unsern neuern Künstlern haben den griechischen Contour nachzuahmen gesucht und fast Niemand ist es gelungen. Der große Rubens ist weit entfernt von dem griechischen Umrisse der Körper und in denjenigen unter seinen Werken, die er vor seiner

Reise nach Italien und vor dem Studium der Antike gemacht hat, am weitesten.

„Die Linie, welche das Völlige der Natur von dem Ueberflüssigen scheidet, ist sehr klein und die größten neueren Meister sind über diese nicht allezeit greifliche Grenze auf beiden Seiten zu sehr abgewichen. Derjenige, welcher einen ausgehungerten Contour vermeiden wollte, ist in die Schwulst verfallen, der diese vermeiden wollte, in das Magere.

„Michel Angelo ist vielleicht der Einzige, von dem man sagen könnte, daß er das Alterthum erreichet; aber nur in starken muskulösen Figuren, in Körpern aus der Heldenzeit; nicht in zärtlich jugendlichen, nicht in weiblichen Figuren, welche unter seiner Hand zu Amazonen geworden sind.

„Der griechische Künstler dagegen hat seinen Contour in allen Figuren auf die Spitze eines Haares gesetzt, auch in den feinsten und mühsamsten Arbeiten, wie z. B. auf geschnittenen Steinen. Man betrachte den Diomedes und den Perseus des Dioscorides; den Hercules von der Hand des Teuceos und bewundere die hier unnachahmlichen Griechen.

„Auch unter den Gewändern der griechischen Figuren herrschet der meisterhafte Contour, als die Hauptabsicht

des Künstlers, der auch durch den Marmor hindurch den schönen Bau seines Körpers, wie durch ein coisches Kleid sich zeigt.

„Das lasse ich mir gefallen! Wenn nur etwas Draperie dabei ist," warf Clemens ein. „Es giebt der Gestalt doch ein Ansehen! Gerade als ob wir hier Alle unbekleidet säßen! Was sähe man denn da Großes an uns, wenn wir die priesterlichen Gewänder ablegten?"

Der Cardinal Albani warf anf diese Bemerkung des Papstes Winkelmann einen Blick zu, welcher diesen fast aller Fassung beraubt hätte. Die Eminenz selbst lachte laut auf und hielt sich die Seiten. „Eure Heiligkeit haben noch niemals eine schönere und auch wahrere Bemerkung gemacht!" nahm er das Wort. „Ich gratulire Ihnen dazu. Es ist das Beste der ganzen Lectüre."

„Nicht so?" gab der Papst beifällig zurück. „Ja, ja; die blinden Tauben finden auch Erbsen. Aber, fahren Sie fort, lieber Winkelmann. Ich bin doch neugierig, ob noch mehr dergleichen in Ihrer Schrift vorkommt, wie über die nackte Taufe der ersten Christen."

„Unsere Künstler würden die Gelegenheit das schönste Nackende zu studiren auch bei uns finden können, wenn sie sie mehr suchten, wie es der Fall ist.

Man hat den Künstlern in Paris vorgeschlagen, an heißen Sommertagen an den Ufern der Seine auf- und ab zu spazieren und den Badenden zuzusehen, wo man das Nackende von dem sechsten bis zum sechzigsten Jahre vor Augen hat. In jedem andern großen Orte wird sich das Gleiche thun lassen; man hat in Dresden die Elbe, in Rom die Tiber. Hier sollte das Auge sich bilden. Nach solchen Anschauungen hat ohne Zweifel Michel Angelo in seinem berühmten Carton von dem Kriege von Pisa die Figuren der Soldaten entworfen, die sich in einem Flusse baden, und über den Schall einer Trompete aus dem Wasser springen, zu ihren Kleidern eilen und dieselben über sich werfen."

„Das war das Vernünftigste, was sie unter den Umständen thun konnten," unterbrach ihn der Heilige Vater. „Aber lassen wir es für heute damit genug sein. Ihr Buch ist wirklich höchst interessant und voll neuer Gedanken, lieber Winkelmann. Sie müssen mir öfter daraus vorlesen; besonders die Stellen aus den Kirchenvätern. Ich kann die Sache nicht aus meinem Kopfe bringen. Aber das Buch ist schön."

Er ertheilte Winkelmann höchst gnädig seinen Segen, und dieser zog sich zurück. Bald darauf folgte ihm der Cardinal Albani und Beide bestiegen den Wagen,

worauf der Erstere ihm mittheilte, daß der Papst ihn noch bei Seite gezogen und bemerkt habe; „wenn es sich wirklich so verhalte mit der Unschuld der ersten Christen, wie Winkelmann behaupte, so wolle er keinen Anstoß mehr an den nackten Statuen im Vatikan nehmen.“ —

Elftes Kapitel.

Das Fest in der Villa Albani.

Es war Mode geworden, Rom zu besuchen, seit die dort stattgefundenen Ausgrabungen von Wunderwerken berichteten, und einen Cultus der vergangenen Jahrhunderte hervorriefen, welcher einem Erwachen der schönen Künste die Hand bot. Wer also die Mittel besaß, eine Reise von solcher Ausdehnung unternehmen zu können, den zog es, die Kaiserstadt zu besuchen, welche dem Auge ein großes Stück Weltgeschichte illustrirt vorführte.

Unter den vielen Prinzen, Grafen und Junkern aller Ländern, welche sich bemühten in der ewigen Stadt etwas Sehenswerthes zu entdecken und enttäuscht von hier nach Neapel eilten, damit ein Ausbruch des

Vesuv und eine Flasche Lacrimae Christi sie für die erduldete Langeweile entschädige, langte jetzt auch der Bruder Carl Eduard's, des sogenannten Prätendenten von England, an, welchem die Römische Kirche den Cardinalshut verliehen hatte, den er hier persönlich aus den Händen des Heiligen Vaters empfing.

Clemens XIII. sah in ihm den Bruder eines souveränen Fürsten, eine Majestät von Gottes Gnaden, und behandelte ihn mit der ganzen einem königlichen Prinzen gebührenden Auszeichnung. Seinem Beispiele folgten die Großen der Römischen Kirche, und unter diesen beschloß die Eminenz Albani dem Prinzen im Priesterkleide in seiner jetzt vollendeten Villa ein Fest zu geben, welches zugleich als Einweihung dieses neuen Musentempels dienen sollte.

Der ganze Römische Adel, alle fremden Gesandten, alle Personen von Auszeichnung wurden dazu geladen, und keine Summen gespart, um die Kunstschätze durch äußere Hülfsmittel in das rechte Licht zu stellen. Durch die Porta Salaria hinaus führt ein kurzer Weg nach dieser in der reizendsten Lage befindlichen Villa. Säulen von Granit, Alabaster, Porphyr trugen die vielen Corridore und Hallen, in denen die herrlichen Meisterwerke der Alten aufgestellt waren. Beim Eintritt ge=

langte man in einen großen von schwarzem und weißen Marmor errichteten Porticus, wo man in einer weiten Nische die Büsten der Römischen Kaiser erblickte, von denen die des Domitian als Seltenheit hervorgehoben ward.

In den um den Pallast laufenden Säulengängen standen ebenfalls in Nischen lebensgroße Statuen, ihnen gegenüber Büsten berühmter Männer, Feldherrn, Philosophen und Dichter.

Auch Egypten war vertreten, eine Gottheit aus thebanischem Alabaster, saß in einem für sie bestimmten Raume, umgeben von den Idolen ihrer Heimath, mit der ewigen Ruhe auf dem großen offenen Antlitze, welche man ihnen dort verlieh.

Die Decke der Gallerie schmückte das berühmte Bild des Raphael Mengs, das Schönste seiner Werke, womit er, in dieser Umgebung der alten Kunst, die neue so würdig vertreten.

Die Pracht des Ganzen wirkte bezaubernd. Kostbare Pflanzen, Blüthenduft und Tausende von Lampen erhöhten, was die Kunst schon gethan. Die Schöpfer dieser Herrlichkeiten wanderten rastlos von Gemach zu Gemach zu schauen, zu ordnen, und dann wieder auf Augenblicke sich selbst dem Reize dieses Feenpalastes

hingebend. Winkelmann, dem geräuschvolle Feste ein Gräuel waren, hatte gebeten sich fern halten zu dürfen, allein die so oft ihm gewordene Vergünstigung begegnete dies Mal einem positiven Nein. Der Cardinal bedurfte an diesem Tage des kunstverständigen Freundes, und forderte von ihm, daß er an seiner Seite bleibe; mit ihm schauend und bewundernd zog er von Raum zu Raum. Die Gräfin Cheroffini übernahm es, den Damen die Honneurs zu machen, eine Rücksicht der Etiquette, welche ein Cardinal nie aus den Augen setzt, und die zehn Secretäre der Eminenz waren angewiesen, die zahllose Dienerschaft wie Heerführer unter sich zu vertheilen und auf ihre Posten zu verweisen.

Staubwolken wirbelten empor, Wagen nach Wagen rollte heran, bis deren fünf hundert in langen Linien die Wege bedeckten. Der Cardinal stand in dem ersten Porticus, wo jeder Ankommende ihm sein Compliment machte; dann aber sogleich von dem ihm folgenden Gaste an jeder ferneren Unterhaltung mit dem Wirthe verhindert ward. Nur den Herzog von York zog er in ein längeres Gespräch und stellte ihm dabei zugleich Winkelmann vor, ihm diesen als seinen Wegweiser durch das Labyrinth der Räume nennend.

Willfährig unterzog sich der Gelehrte diesem Auf-

trage, nicht ahnend, daß der fromme Prinz ein noch größeres Mißfallen an den unbekleideten Statuen finden würde, wie es der Heilige Vater schon bewiesen. Mit Mühe nur bekämpfte er seinen Unwillen, als jener, nachdem er ihn dem Schönsten, der Pallas und dem Kopfe der Niobe zugeführt, mit kalter Nichtachtung bemerkte: was nicht zur Verherrlichung der Kirche diene, sei für ihn nicht da; denn er suche nur die Ehre Gottes auf Erden.

„Königliche Hoheit verzeihen", erwiderte Winkelmann; „wenn mir scheint, es gereiche Gott Alles das zur Ehre, was sein Meisterwerk, den Menschen verherrlicht."

„Wenn es Christusbilder oder die Heilige Mutter Gottes sind, so lasse ich es mir gefallen; denn diesen darf man eine Form geben, die sie dem Laien anschaulich macht; aber Alles, was sich auf diese heidnischen Götter und Göttinnen bezieht, ist mir in der Seele zuwider, und käme es auf mich an, so machte ich ein goldenes Kalb daraus und würfe es in den feurigen Ofen."

„Eminenz belieben zu scherzen", erwiderte Winkelmann und ballte vor Unmuth heimlich seine Hände.

„Ich scherze nie!" versetzte der Prinz sehr ernsthaft. „Man hat genug zu thun in dieser sündigen Welt, sich

durch Gebet vor Anfechtung zu schützen; das Himmelreich ist uns so nah, daß man seine Zeit benutzen muß und wahrlich zum Lachen keine Minuten erübrigen kann."

„Wenn die Welt ist, wie Sie sagen, Königliche Hoheit, so kann man sie mit Recht ein wahres Jammerthal nennen!" erwiderte Winkelmann mit verstecktem Spotte, und belegte im Stillen den Prinzen-Cardinal mit den schrecklichsten Namen. „Allein das Gute sehen, ist auch ein Verdienst. Es kann dem Herrn unserm Gott nur wohlgefällig sein, wenn wir sein Werk, die Erde, schön finden, und er selbst hat uns die Kunst gegeben, um damit die Versöhnung der Wirklichkeit mit dem Ideal zu suchen."

„Das Christenthum bietet uns ja das Alles durch sich selbst, und dem Gläubigen ist der Himmel Zweck und Ziel seines Strebens und nicht das Glück der Erde. Sie, Herr Abbé, wie so viele Gelehrte, verlieren über der Beschäftigung mit weltlichen Dingen Ihr ewiges Heil aus den Augen. Was aber hilft es Ihnen in Ihrer Sterbestunde sich mit diesem Marmor beschäftigt zu haben? Ein paar Hundert Ave Marias hätten Ihnen weit mehr gefrommt; denn das Beten ist die Hauptsache."

„Königliche Hoheit wünschen also nicht, daß ich Sie weiter in diesen dem Götzendienste der Erde geweihten Räumen umher führe?“ fragte Winkelmann, dem die Gesellschaft dieses Mannes lästig wurde*).

„Im Gegentheile! Prüfet Alles und das Beste behaltet, sagt die Bibel. Außerdem würde ich schon aus Artigkeit gegen meinen Wirth diese ihm so lieben Spielereien nicht unbeachtet lassen. Sagen Sie aber selbst, Herr Abbé, ob der Cardinal Albani nicht habe sein Seelenheil aus den Augen setzen müssen, während er diese große heidnische Schöpfung in das Leben rief; und bei seinen Jahren wünsche ich innigst, daß er sich, während es noch Zeit ist, dem Himmel wieder zuwenden möge!“

„Königliche Hoheit sind sehr huldvoll gesinnt; indessen glaube ich, daß der Cardinal, der ein sehr guter, lieber Herr ist, ganz gut mit seinem Herrgotte steht.“

„So!“ erwiederte der Kardinal-Prinz, wie überrascht, „das ist mir freilich sehr lieb zu hören. Ich habe allerdings auch Ursache, sehr mit ihm zufrieden zu sein; denn die Artigkeit, mir ein so prächtiges Fest zu geben, verdient großen Dank. Lassen Sie uns also

---

*) Der Kardinal von York ist das größte Rindvieh der Erde. Winkelmann an Berends.

weiter gehen, und erzählen Sie mir auf dem Wege, wie die Idee zu diesem großen und kostbaren Bau in dem Kopfe seiner Eminenz entstanden; denn welche herrliche Kirche hätte sich mit denselben Mitteln herstellen lassen!"

„Freilich! Allein Rom hat deren bereits eine so große Anzahl, daß es an Betenden, sie zu füllen, fehlt. Der Kardinal wollte daher zur Ehre Gottes ein recht schönes Gebäude errichtet wissen, welches Rom wie es einst war, vor das Auge führte. Was Ihre Königliche Hoheit hier sehen, ist aus dem Schutt hervorgezogen, unter dem es Jahrtausende geruht, und die Geschichte der Welt ist in diesen Räumen gleichsam neu geschrieben. Der Menschengeist hat sich in allen Zeitaltern bemüht, das Ewige zu ergründen, und seinen Gedanken darüber durch das Wort oder eine plastische Darstellung Ausdruck zu leihen gesucht. Man könnte daher dieses Gebäude auch einen Tempel ewiger Gedanken nennen. — Welche von diesen eine Wahrheit enthalten und welche nicht, ist relativ; — fragt doch auch der Apostel Paulus: was Wahrheit sei? — Ein Zeichen, daß auch er kaum positive kannte. Indem wir aber unserem Auge das vorgeführt sehen, was den Weisesten, Begabtesten der Erde als Wahrheit erschien; so wird er zum

Prüfstein unserer eigenen Begriffe und wir werden uns selbst klarer in unseren Anschauungen; Gott, die Welt und das Menschenleben gewinnen für uns eine festlichere Gestalt. Darum sind diese Symbole der menschlichen Eigenschaften, von denen die göttlichen das Ideal bilden, eine wichtige Schule der Erkenntniß aller Dinge."

„In dem Sinne freilich habe ich diese Figuren nie angesehen", sagte der Kardinal, seine Schritte anhaltend. „Was Sie mir da sagen, ist mir ganz neu. Ich hätte nicht geglaubt, daß die heidnische Kunst für die Entwickelung der christlichen Glaubensfähigkeit von irgend einem Nutzen sei. Nun schildern Sie mir die Sache so ganz anders."

„Man darf nichts, was ist, ohne Bezug auf das Vorhergehende, oder Kommende denken", nahm Winkelmann wieder das Wort. „Gott wollte, daß es sein sollte; folglich hat es auch einen Zweck. Wie zu einem Hause jeder Baustein zur Befestigung des Ganzen dient, und nicht ohne Nachtheil aus seiner Fuge gerissen werden kann; so auch dienen alle Werke der Menschenhand zur Verherrlichung Gottes, und gehören zu seiner großen Vorbereitung des tausendjährigen Reiches."

„Was Sie sagen!" rief der Prinz ganz erstaunt aus, und Winkelmann lächelte in sich hinein, ihn durch

diese glückliche Wendung seiner Beweisgründe für die Unsündhaftigkeit der Kunst und ihren Nutzen gefangen zu haben. „Ja, ja! Im Grunde sollte dem so sein, ich sehe das ein. Allein, wo finden sich denn die ewigen Wahrheiten in diesen Gestalten verkörpert?"

„Man soll das Gute lieben, und das Böse hassen, Königliche Hoheit, und nirgends lernt sich dies wie hier. Die Wahrheit ist Grund und Ursache der Vollkommenheit und der Schönheit; eine Sache, von was für Natur sie auch ist, kann nicht schön und vollkommen sein, wenn sie nicht wahrhaftig ist. Die Wahrheit macht aber einen stärkeren Eindruck, wenn sie in dem Gewande der Fabel vor unser Auge tritt; darum wendet man diese für Kinder an; dem reiferen Alter aber bietet man die Allegorie. Christus selbst sprach in Bildern und Parabeln, die Apostel bedienten sich nicht weniger der Gleichnisse. Die Poesie ist aus eben dem Grunde älter als die Prosa, weil sie sich nur in angenehmer Form bietet. Auch gelangen wir lieber langsam, als schnell zu dem Begriff einer Sache; was das Auge auf einen Blick entdeckt, gefällt uns weniger, als was wir durch geschärftes Nachdenken uns zu eigen machen. Die Wahrheit muß, wie eine durch Blätter und Zweige versteckte Frucht an uns gelangen, welche uns um so

angenehmer ist, je unvermutheter wir sie finden. Darum hat die Nothwendigkeit den Künstler auf die Allegorie hingewiesen, als die den Menschen angenehmste Form für Begriffe. Die Egypter waren die Ersten, welche solche Bilder suchten und ihre Hieroglyphen gehören mit unter die Begriffe der Allegorie. Die ganze Göttergeschichte sind personifizirte Begriffe. Homer's Götter, sagt Jemand unter den Alten, sind natürliche Gefühle der verschiedenen Kräfte der Welt, Schatten und Hüllen edler Gesinnungen. Für nichts Anderes sah man die Liebeshändel des Jupiter und der Juno, an einem Plafond eines Tempels dieser Götter zu Samos, an. Durch den Jupiter wurde die Luft, und durch die Juno die Erde bezeichnet."

„Und gerade an diesem Paare habe ich so großen Anstoß genommen", rief der Prinz-Kardinal. „Dessen Liebesverhältnisse und ehelichen Zwiste waren mir ein Gräuel!"

„Menschlich betrachtet, Königliche Hoheit, mag Ihnen viel Anstößiges in ihrer Beziehung zu einander gelegen haben; wenden Sie das Alles aber gefälligst auf Luft und Erde an, so wird deren Wechselwirkung auf einander Ihnen die Allegorie lieb und interessant machen."

„Seine Eminenz haben Sie mir als einen höchst gelehrten Mann genannt, Herr Abbé, allein ich finde meine Erwartung von Ihrem Wissen in jeder Art übertroffen; denn was Sie mir sagen, ist nicht nur interessant, sondern auch völlig neu. Ich erwarte Sie in Frascati, um mir mehr über die Sache zu erzählen."

„Königliche Hoheit sind sehr gnädig", sagte Winkelmann mit einem Anflug von Spott um den geistreichen Mund, „allein was ich Ihnen sagen könnte, würde sich so viel schlechter anhören, als Sie es in meinem Buche über die Kunst der Alten lesen können, daß ich Sie ohne Weiteres darauf verweise. Ein Autor wird sich niemals gern selbst im Lichte stehen."

„Ich werde mir das Buch morgen geben lassen", sagte der Kardinal trocken. „Obgleich ich sonst nicht gern eine weltliche Schrift in die Hand nehme, so mag diese Allegorie von ewigen Wahrheiten als Ausnahme von dieser Regel gelten, denn es wird mir in der That von Interesse sein, den Götterhimmel in diesem neuen Lichte zu betrachten."

„Es wird mir sehr schmeichelhaft sein, wenn Ihre Königliche Hoheit durch mich von einem Feinde der Kunst zu ihrem warmen Verehrer umgewandelt werden", sagte Winkelmann lächelnd.

„Ich glaube nicht, daß Sie darauf hoffen dürfen, Herr Abbé," erwiederte der Prinz-Cardinal ablehnend. „Die Ehre Gottes und der Dienst der Kirche nehmen mich allein in Anspruch. Jedoch, wenn es sich mit Jupiter und Juno verhält, wie Sie sagen, und auch den übrigen Göttern nachgewiesen werden kann, daß sie eigentlich keine Götter sind, dann wollte ich wenigstens keinen Anstoß mehr an ihnen nehmen."

Sie waren in einen Raum eingetreten, wo eine Tafel mit den köstlichsten Erfrischungen aufgestellt war. Pyramiden von Eis, der Tempel der Vesta von Ananas, das Colosseum aus in Zucker gesottenen Apfelsinen, alle Früchte des Orients nebst Getränken jeglicher Art bot sich hier dem verwöhnten Gaumen. Winkelmann bat den Prinzen-Cardinal, ihm davon, was seinem Geschmack entspreche, vorlegen zu dürfen, und führte ihn darauf in ein Zelt am Ausgange, wo kleine Tafeln und Sitze bereit standen, auf welchen er ihn Platz zu nehmen einlud, um ihn dann bequem mit dem Gewünschten versorgen zu können. Der hohe Gast war sichtlich ermüdet und nicht abgeneigt der Ruhe zu pflegen. Während er genoß, entschlüpfte ihm Winkelmann, seines Amtes als Cicerone längst schon überdrüssig.

In dem nächsten Korridor stieß er zufällig auf den Kardinal Albani.

„Wo haben Sie meinen hohen Gast gelassen?“ fragte ihn dieser.

„Wohin er gehört, an die Krippe!“ erwiderte Winkelmann lachend. „Wenn Eure Eminenz ihm nun ein Christuskindlein hineinlegten und Ochs und Esel dazu stellten, so wäre ein christliches Tableau fertig, an dem sich der fromme Mann, nach dem Anblick so vielen Heidenthums, erholen könnte.“

„Sind das seine Gedanken über meine Villa?“ rief der Kardinal lachend.

„Von Gedanken wollen wir nicht reden“, entgegnete Winkelmann sarkastisch. „Jedenfalls ist der Kirche zu diesem neuen Mitgliede Glück zu wünschen, denn zu ihrer Verherrlichung wird er in seiner Person beitragen. Der Heilige Vater und dieser Kardinal sind wie für einander geschaffen.“

„So mag die Geroffini ihn unterhalten, wenn Sie seiner müde; bitten Sie sie her!“ sagte Albani achselzuckend.

Winkelmann eilte, in dem Gedränge die Gewünschte zu erspähen. Allüberall wogte es von besternten, bebänderten Herren und hochgeschmückten Damen, seidene

Gewänder rauschten, Diamanten blitzten, schöne Augen lachten, und die flatternden Mäntel der Priester, die goldenen Ketten der Bischöfe, die rothen Strümpfe, die Bäffchen und das die Tonsur bedeckende Käppchen wechselten ab mit dem Haarbeutel, der Perrücke und den Federhüten und Uniformen. Alle Nationen der Erde vereinigten sich hier, alle Sprachen wurden geredet.

Alle Liebesgötter hatten hier ihre Abgesandten, das absichtsvolle Lächeln, das kokette Mienenspiel verrieth den meistens leicht geschürzten Faden der Unterhaltung. Winkelmann langweilte sich unbeschreiblich in dieser Gesellschaft und entschlüpfte. Es war eine schöne Mondnacht. Leichten Fußes gewann er den Thurm der Villa, und schaute von hier in die herrliche Nacht hinaus. So groß, so weit, so ewig still lag der helle Himmel vor seinem Blicke, matt nur funkelte ein einzelnes Sternlein, das Gebirge legte sich wie ein Schatten an den Horizont, das Meer lag silbern da. Die Feierlichkeit dieser stillen Mondnacht wirkte beruhigend auf sein Gemüth. Wie andächtig kreuzte er die Hände über der Brust und neigte sein Haupt. „Wir sind nicht geboren, reich zu sein“, sagte er laut vor sich. „Ich bin es! Mir sind Gedanken gegeben, und

dieser Vorzug wiegt alle Schätze der Erde auf. Erfreuen will ich mich dieses Gutes, so lange es die Götter gestatten, die hoch den Himmel bewohnen. Doch — innerlich fertig sein — heißt sich selbst überleben, und innerlich fertig bin ich!“

Zwölftes Kapitel.

Späte Liebe.

Mehrere Jahre waren verstrichen. In einer der alternden Prinzessin Albani gehörenden Villa zu Porto d'Anzo am Meere finden wir Winkelmann wieder, verändert und doch derselbe. Die hohe Dame verbrachte hier die Zeit der Fasten, und liebte dann seine Begleitung. Er wiederum nannte das reizend gelegene Landhaus den Ort seiner Seligkeit, und schloß sich ihr willig an. Einstmals hatte er es für eine Ehre gehalten, wenn sie das Wort an ihn richtete; jetzt glaubte er ihr einen Genuß damit zu gewähren, so verändert erschien ihre gegenseitige Beziehung seinem gesteigerten Selbstgefühl, das sich vor Rang und Reichthum nicht mehr neigte.

Das hohe Gestade der See war mit blühenden Myrthen bedeckt, in deren Schatten er sich lagerte und dem Rauschen der Wellen lauschte, allein mit seinen Gedanken; oder er setzte sich auch unter einen Bogen des verwitterten Tempels des Glückes, und schaute sinnend in die Ferne. Beim Aufgange der Sonne war er meistens schon auf dem Balcon vor seinem Zimmer und sang sein Morgenlied in den jungen Tag hinaus.

Auf diese Weise wechselten seine Genüsse, das Morgenroth, die Schatten der Nacht, ein Gewölk am Himmel und eine lichte Nacht brachten ihm Wechsel und Freude und damit auch Erholung.

Nur einen Monat lang währte dies müßige Hinleben, dann kehrte er in die Stadt zu seinen Büchern zurück; darum genoß er, bei der Kürze der Zeit, in vollen Zügen die paradiesische Schönheit des Ortes. Kein Glanz der Welt, keine Vergnügungen der Höfe hätte er damit vertauschen mögen. Hatte sein Ruhm ihm auch der irdischen Güter wenige gebracht, so war der Genuß dieser Tage immer eine mittelbare Folge seiner Verdienste.

„So arm ich bin," schrieb er an seinen Freund, „so habe ich, den Magen ausgenommen, der immer

träger wird, je mehr der Geist arbeitet, der guten Dinge sehr viele. Ein Wunder ist es nicht, wenn meine Verdauung leidet; denn von meiner Thätigkeit hat Niemand einen Begriff."

Um so wohlthätiger war also die Ruhe dieser wenigen Wochen, in denen auch er einmal das dolce far niente des Südens kostete.

Aroma trugen ihm die Lüfte zu, ein leiser Seewind fächelte seine Wangen; er streckte sich auf sein Ruhebett aus und gedachte vergangener Zeiten. Nöthnitz und hier! Mehrere geöffnete Briefe lagen neben ihm auf dem Tische. Auch ihrem Inhalte widmete er seine Aufmerksamkeit. Der König von Preußen hatte ihn nach Berlin berufen, ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern angeboten, mit der Aufsicht über seine Kunstsammlungen. Sollte er dies Anerbieten annehmen? früher hätte es ihn glücklich gemacht; jetzt peinigte ihn das Schwanken. Was er dort fand, war wenig im Vergleich zu dem, was er hier besaß; denn wer gab ihm dort diese Lüfte, diesen Himmel, dieses Meer und diesen Verkehr mit den angesehensten Personen des Landes? Was war er dort? — Ein Geheimrath vielleicht, den jeder Junker über die Achsel ansah, und hier schätzten sich Prinzen und

Cardinäle glücklich mit ihm umzugehen, und auf welchem Fuße!*)

Nein, er durfte den Wechsel der Verhältnisse jetzt nicht mehr wagen, das Leben mußte nun, so wie es war, seinen Fortlauf nehmen, und Rom die Stadt seiner Wahl bleiben.

Ein anderer Brief war von Mengs aus Madrid, voll Klagen über sein dortiges Leben, seine Gesundheit, die Menschen und Alles! Dabei konnte er, der großen Vortheile halber dennoch nicht mit dem Könige brechen und mußte bleiben, seine liebe Margarethe aber, nicht minder leidend, als er selbst, sandte er in die Heimath zurück und bat den Freund, sich ihrer anzunehmen.

Winkelmann fühlte sich geschmeichelt durch dies Vertrauen, und war bereit ihm zu entsprechen. Es freute ihn sogar dem leidenden Freunde diesen Dienst erweisen zu können. — Die Glücksgöttin hatte jenem so vieles in den Schooß geworfen, nun mußte er auch einmal ihre üble Laune erfahren und das Ungewohnte schmeckte bitter.

Winkelmann eilte einige Tage vor der Prinzessin

---

*) Winkelmann an Berends:

Ich bin vergnügter mein Bett selbst zu machen, als Herr Geheimrath zu heißen und ein paar Bedienten hinter mir zu haben.

in die Stadt zurück, um die Gattin seines Freundes zu empfangen. Die einst so blühende Frau trat ihm bleich und erschöpft entgegen; doch um so schöner erschien sie ihm, seit ihr Auge so schwer und so langsam sich hob, und ihr ganzes Wesen eine größere Ruhe, ja eine gewisse Apathie zeigte, welche mehr seinen antiken Anschauungen entsprach, als ihr munteres Wesen.

Sie schlug ihm vor, mit ihr nach Gandolfo hinauszuziehen während der heißen Monate. Winkelmann war dazu bereit, weil er wohl einsah, daß sie der Landluft bedürfe und er sie in ihrer trüben Stimmung nicht sich selbst überlassen wollte. Auch Julie entschloß sich dann mit zu gehen, vielleicht nicht so sehr ihrer Schwägerin halber, als der Nähe des gleichgeschätzten Freundes willen. Ihre Hoffnung diesem anzugehören war geschwunden, seit seine Verhältnisse keine Umgestaltung erlitten, allein ihre Zuneigung für den geschätzten Freund war die gleiche geblieben, und sie glaubte diese auch von seiner Seite in eben dem Grade erwidert, weil er sie zur Vertrauten aller seiner kleinen Sorgen machte, und stets ihren Rath einholte, wenn er an einen Einkauf oder irgend eine Veränderung in seiner Häuslichkeit dachte, oder einem Fremden mit einer Auskunft beistehen wollte.

Sie auch wünschte jetzt einmal von ihrer Arbeit zu ruhen. Selten nur gestattete sie sich dies; denn ihr Fleiß mußte ersetzen, was ihr an Talent abging, um auf diese Weise durch die ungemeine Sorgfalt ihrer Miniatur-Bilder einen Ruf zu erhalten, auf welchem ihre Existenz beruhte.

Heiter brach der kleine Kreis gemeinsam auf, und alle Drei sahen mit froher Erwartung den kommenden Tagen entgegen.

Schon der Abend des Tages sah sie auf dem Altan ihres Hauses in der angenehmsten Unterhaltung beisammen. Von ihrer Höhe hinabblickend, lag in der Tiefe das in Dünste gehüllte Rom mit seiner mächtigen Kuppel des St. Peter. Schwül und schwer lag eine dicke Luft über die weite Fläche der Campagna ausgebreitet, während sie hier, wie in reinem Aether saßen. Kein Hauch bewegte die Atmosphäre. Todesschweigen herrschte. Die ganze Natur schien zu feiern, kein leises Lüftchen hatte den Muth zu erstehen.

Die reizende Kinderschaar jubelte im Garten; deren schöne Mutter erzählte von Spanien, von ihrer Reise, von dem Leben in Madrid, ihres Gatten leidender Gesundheit und seiner angestrengten Arbeit.

„Er verbraucht sich, er reibt sich auf," bemerkte Winkelmann.

„Und will dann seine gesunkenen Kräfte durch den Genuß starker Getränke heben. Das ist Thorheit! Bei seiner zahlreichen Familie sollte er an die Zukunft denken," fiel Frau Mengs ein.

„Er meint es gut und fehlt nur in den Mitteln," erwiderte Winkelmann entschuldigend. „Was wird aus seiner Kunst, wenn er sich selbst zerstört? Seit zwei Jahrhunderten hat es keinen so großen Maler gegeben, wie er es ist, und die Pflicht gegen seinen Genius geht noch der des Familienvaters voran. Sie verzeihen diese Ansicht, Frau Margaretha; aber ein Mann gehört zuerst der Welt an, und dann erst kommen die Beziehungen der Familie."

„Dann haben wir Frauen es besser, wir dürfen unserm Herzen ganz gehorchen," sagte die schöne Frau.

„Wenn Sie nicht Künstlerinnen sind, wie Ihre Schwägerin Julie und die herrliche Angelika; solchen bleibt die Ehe Nebensache und besser noch, sie geben sie gänzlich auf; denn ein Ganzes leistet man nur durch völlige Hingabe an eine Sache und ein Leben ist fast schon nicht lang genug, um etwas Bedeutendes zu Stande zu bringen, wie ich an mir selbst erfahren habe."

„Sie sind ein hartnäckiger Junggeselle," sagte Frau Margaretha lachend, und sah ihn schelmisch dazu an.

„Ich bin es durch die Nothwendigkeit geworden und aus Mangel an Zeit geblieben; wer Nacht und Tag arbeitet, kann nicht mit Frauen plaudern und das gehört doch dazu, um sie für sich zu gewinnen."

„So, so! Sitzen Sie etwa mit solchen Absichten hier neben uns Beiden?" fragte Frau Margaretha schelmisch. „Da mag sich Julie hüten."

„Sie ist meine langjährige, erprobte Freundin, und kennt mich," sagte Winkelmann, dieser freundlich die Hand bietend. „Wir haben unsere Sorgen oft ausgetauscht und unser Traum von Glück war: gegen den Mangel gesichert zu sein. Dieser ist, was mich betrifft, erfüllt. Ich habe das Nothwendige und will mir daran genügen lassen. Es ist Zeit für mich zu ruhen und die mir noch zugemessenen Stunden zu benutzen. Ich muß eilen."

„Warum? Sie stehen ja auf der Lebenshöhe und in Rom wird man sehr alt."

„Das sagt mir auch mein Kopf; allein das Herz spricht anders; es ruft mich auf, ganz schleunig alle Früchte von meinem Lebensbaume zu pflücken, die meine

Hand nur fassen kann, und da ich in den dahin geschwundenen Jahren viel versäumt habe, so bleibt mir vieles nachzuholen."

„Armer Mann!" sagte Frau Margaretha theilnehmend, und legte ihre weiche, warme Hand auf die Winkelmanns. „Und bei solchen Früchten vergeuden Sie nun noch kostbare Tage neben einer kranken Frau? Wie kann ich Ihnen das danken; wie es Ihnen lohnen?

„Indem Sie mich recht lieb haben," sagte Winkelmann mit der Naivetät eines Kindes. „Ich bin der Zuneigung so bedürftig und es thut mir so wohl, wenn man mich gern hat."

„Gewiß habe ich das!" sagte sie, seinen Kopf mit ihren beiden Händen zu sich herabziehend und ihn küssend. „Ich will Sie recht verziehen, wenn Ihnen das Freude macht und Sie liebkosen, wie ich es bei meinem Rafael und den Kleinen thue; Sie sollen mein großer Verzug sein."

„Es ist lange, lange her, seit mir nicht so wohl und so weh zu Sinne geworden ist," sagte Winkelmann wehmüthig zu dem Abendstern aufblickend. „Das Leben ist doch auch schön, wenn man es Beziehungen des Herzens widmet. Hätte ich jetzt eine Einnahme, so

glaube ich, könnte ich mich als Hausvater recht glücklich fühlen."

„Einstweilen können Sie hier bei uns die Probe machen, wie Ihnen die Rolle zusagt;" erwiderte sie gutherzig.

In dem traulichen Zusammenleben mit Frauen und Kindern, wo das Gemüth allein eine Sprache führte, ging Winkelmann jetzt eine neue Seite des Menschenlebens auf. Sein Kopf hatte hier nicht zu reden, sondern sein Herz. Jeder wandte sich an dieses. Dabei waren alle Beziehungen schön und natürlich. Die reizende Mutter, umgeben von den herrlichen Kindern, war ein sein Auge entzückender Anblick; auch Julie, die verständige, sinnige, geistvolle Tante paßte zu dem Bilde. Und er, das Haupt dieses Kreises, er, der Schlichtende, Ordnende, Versöhnende unter ihnen! Es blieb ihm kaum noch Zeit zu Studien und ernsten Gedanken, so ganz nahm ihn dies Familienleben in Anspruch, selbst sein Morgenlied konnte er oft kaum mit Muße singen, denn schon sprang einer dieser kleinen Liebesgötter in sein Zimmer und hing an seinem Halse, ohne daß er sich dieser Zärtlichkeit erwehren konnte, noch mochte; denn belästigten sie ihn auch, so freuten sie ihn doch noch weit mehr.

„Ihr habt es nicht gewollt, Ihr hohen Götter des Himmels! daß mir ein gleiches, unschuldsvolles Glück zu Theil werden sollte!“ sagte er sinnend vor sich hin, während die kleine Schaar sich an ihn drängte und jeder von ihnen der Liebste sein wollte. Oft hingen sie Alle zugleich an seinem Halse; oder kletterten auch an ihm hinauf, und ruhten nicht, bis er sich auf die Erde warf und nun mit ihnen rang.

Die schöne Mutter sah ihnen aus der Ferne lächelnd zu, wenn sie den Freund des Hauses auf diese Weise ängstigten und plagten.

„Nicht wahr, das macht auch Freude?“ fragte sie, ihm tief in die Augen sehend, als suche sie dort die rechte Antwort auf ihre Frage zu erspähen.

Er nickte ihr ein Ja zu; denn er vermochte nicht zu sprechen, weil Rührung ihn übermannte, Rührung über sich selbst, über sein Geschick, über seinen schwer erworbenen Ruhm. „War mein alter Vater, wenn er seine Schuhe flickte, nicht glücklicher, als ich es bin?“ fragte er sich; „denn hatte er nicht sein Kind, das er von ganzem Herzen liebte, das sein Stolz und seine Frweedu ar?“

Dem Gemüthe der Frau ist es Bedürfniß, die Lebensschicksale auszugleichen, zu mildern, zu versöhnen

und frohe Zukunftsträume zu schaffen; hat sie die Thräne getrocknet, und das Lächeln auf eine Lippe zurückgeführt, dann nennt sie sich wahrhaft beglückt. Margaretha war eine solche liebende Natur. — Sie wollte, was sie selbst besaß, auch Andern geben, mit ihrem reichen Herzen viele Glückliche schaffen. Sie schlang eine Zauberkette um unsern Winkelmann, die ihn das Leben mit neuen Augen betrachten lehrte. Eine glühende Leidenschaft für die schöne Frau entbrannte in seiner Brust.

Er wußte selbst nicht, war es Freundschaft, war es Liebe, was er fühlte; auch kam es auf den Namen nicht an; nur einer unendlichen, einer Alles überwiegenden Zuneigung war er sich für die Mutter dieser lieblichen Kinderschaar bewußt, die, wie eine Heilige, wie eine Madonna unter ihnen wandelte. Alle Flammen seines Herzens hatten bis dahin nur für den Ehrgeiz hoch gelodert; jetzt galt seine Glut dem himmlischen Reize einer Frau. Er dachte nur sie, er empfand nur sie, und mit jedem Tage ihres verlängerten Beisammenseins steigerte sich diese Neigung.

Jetzt wußte er, was seinem Leben gefehlt hatte: etwas auf der Erde mit der ganzen Fülle seines Herzens zu lieben; jetzt auch kannte er das Glück.

Allein dahingeschwunden waren nun auch wieder die Tage und Wochen dieses traulichen Beisammenseins, der Moment ihrer gemeinsamen Rückkehr in die Stadt nahte, Frau Margaretha bezog dann ihr großes Haus auf dem Monte Pincio und Winkelmann kehrte in seine Wohnung zu dem Kardinal Albani zurück, um den Gesellschafter dieses erblindenden, einer fortwährenden Unterhaltung bedürfenden Greises abzugeben.

Traurig sah er diesen nur zu schnell nahenden Zeitpunkt heranrücken.

Julie hatte schweigend der mit Winkelmann vorgehenden Veränderung zugesehen. Der ernste Mann war wieder zum Jünglinge geworden. Statt sich, wie sonst, mit Theorien der Kunst zu beschäftigen, statt an die schönste Venus, den schönsten Apoll zu denken, hing sein Auge an den Lippen ihrer schönen Schwägerin, und deren Wünsche zu erfüllen, machte das Ziel seiner Tage aus.

Sie fühlte, daß es mit ihren Hoffnungen in anderer Weise vorbei sei, wie sie erwartet. Sie hatte ihn nur einer freundschaftlichen Zuneigung fähig geglaubt, und diese, meinte sie, widme er ihr; allein seit ihrem Aufenthalte in Gandolfo war sie anderer Meinung geworden. Damit schwand nun ihr letzter Traum eines

lange gehofften Glückes dahin, und von der Erde hinweg wandte sich ihr Auge dem Himmel zu. Sie beschloß ihre Tage in einem Kloster zu enden.

Unerwartet trat sie eines Tages vor Beide mit diesem Entschlusse hin.

„Um Gottes willen, nein!" rief Winkelmann entsetzt, und faßte ihre Hand, als wollte er sie von dem gewagten Schritte zurückhalten. „Sie werden es bereuen, liebe Julie! Sehen Sie nur, wie schön die Erde ist! Monate, wie wir sie jetzt miteinander verlebt haben" — —

„Kehren Keinem von uns wieder!" fiel sie ihm sehr ernst in die Rede. „Wir haben Alle einen Traum unseres Lebens in dieser Zeit ausgeträumt, und schlagen nun neue Wege ein, Jeder auf seine Weise, nach dem Maße, wie es ihm Bedürfniß ist."

Damit verließ sie das Zimmer.

Winkelmann und Frau Margaretha sahen ihr überrascht nach.

„Wir haben einen schönen Traum ausgeträumt," wiederholte der Erstere gedankenvoll. „Ich fürchte, sie hat Recht, Frau Margarethe. Solche Tage kehren nicht wieder. Doch nehme ich die Befriedigung mit mir hinweg, das Glück nun wenigstens zu kennen und fest-

halten kann es ja doch Niemand, ein treuer Gefährte ist es noch keinem Sterblichen je gewesen, warum also sollte es mir unwandelbar zur Seite bleiben?“

„Wenn sie hier froh waren, so können Sie es auch ferner sein,“ sagte Margaretha zuversichtlich. „Sie sind mein Freund und Raphael's Freund, warum also ein uns beglückendes Leben nicht gemeinsam fortführen?“

„Hat es denn auch Sie beglückt?“ fragte Winkelmann mit überraschter Miene.

„Warum soll ich es leugnen?“ erwiederte sie mit der Offenheit der unverdorbenen Natur. „Es hat mir große Freude gemacht, Sie gleichsam zu einem neuen Leben erwachen zu sehen, und mich als dessen Schöpferin betrachten zu können. Raphael ist so ganz Künstler, daß ich ihn als Menschen wenig besitze, und um ihm das Mögliche zu sein, mit ihm in seinem Atelier lebte, und sein Modell war. In dem Zusammensein mit Ihnen habe ich zum ersten Male erfahren, was es für eine Frau ist, einen Mann als Gefährten ihres Lebens, als Familienhaupt, als Vater ihrer Kinder um sich zu sehen, und wie das beglückt, spricht sich an meiner gehobenen Gesundheit aus. Ich habe mich auf meinem rechten Standpunkte gefühlt. Sie lebten für mich und ich für Sie und wir Beide für die Kinder. So möchte

ich, daß es bliebe. Verlassen Sie den Kardinal, ziehen Sie zu mir!"

„Nicht ohne die Genehmigung von Mengs," rief Winkelmann ernst.

„So holen wir diese ein," sagte Margaretha freudig. Die Kinder störten hier die Unterhaltung. Am folgenden Tage brachen sie auf.

Wie Winkelmann geahnt, ward ihm das Leben mit dem Kardinal jetzt unendlich schwer. Selten nur ließ ihn dieser von sich, auf Stunden sah er dann Frau Margaretha und die Kinder; diese abgerissenen Besuche konnten ihm keinen Ersatz für die Entbehrungen eines Familienlebens bieten, dessen Freuden er jetzt zum ersten Mal gekostet.

Er fühlte, daß er wieder der Alte werden müsse, um an seinem Römischen Leben das Gefallen zu finden, welches es ihm lieb und werth machte, — und sann darauf durch eine Reise neue Eindrücke zu suchen, welche die alten verdrängten. Einmal diesen Gedanken gefaßt, trat er ihm näher und näher und verwandelte sich endlich in ein krankhaftes Sehnen nach der Heimath und den Freunden seiner Jugend. Eines unerträglichen Zustandes los zu werden, hing er sich täglich mehr an

diese Hoffnung, „Fort! fort! und es wird besser werden!“ rief er sich zu.

„Warum fort?“ fragte Frau Margaretha. „Raphael ist ja ganz einverstanden mit meinem Plane für unser gemeinsames Glück. Nur sollen wir seine Rückkehr abwarten. Sobald er ankommt, ziehen Sie zu uns.“

„Aber wann wird er hier sein?“ erwiderte Winkelmann mit ängstlich fragender Miene. „Endlos scheinen mir die Tage bis dahin! Es treibt mich ohne Ruhe und ohne Rast umher. Lassen Sie mich die Reise machen und mir wird besser werden. Ein mir unerklärliches Muß jagt mich von hier.“

„So gehen Sie, wenn Sie doch gehen wollen und müssen, und kehren um so schleuniger zu uns zurück“, erwiderte die schöne Frau ihn traurig ansehend.

„Es wird mir wohlthun meine alten Freunde zu umarmen! rief Winkelmann, sich selbst durch diese Idee beruhigend und eilte diesen in glühenden Liebesworten seine nahe Ankunft zu verkündigen.

Rom, den 23. März 1768.

An Muzel-Stosch.

„Wenn ich Ihnen jemals trunken vor Wonne und Glück geschrieben, oder geglaubt habe, Ihnen

etwas Angenehmes zu melden, so ist es heute der Fall, indem ich Ihnen sage: daß ich binnen vierzehn Tagen zu Ihnen aufbrechen werde, und gegen Mitte Mai Sie umarmen zu können hoffe.

Ich habe zu dieser Reise, sowohl von meinem Herrn, wie von meinen Oberen eine uneingeschränkte Erlaubniß erhalten; muß aber noch zuvor bemerken, daß ich sie nicht allein, sondern in Gesellschaft des Bildhauers Bartholomä Cavaceppi antrete; welcher mich, aus Liebe zu mir, begleiten will. In Berlin wird er uns nicht beschwerlich sein; denn ich werde ihn nach Dessau schicken, wohin er zu gehen wünscht.

O qui amplexus, et gaudia quanta futura!"

In dieser Stimmung brach er von Rom, das soeben in seinem herrlichen Frühlingskleide prangte, in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi, auf. „Nur weiter! Nur weiter!" rief es in ihm, während er sich im Wagen aufrichtete und zurück sah auf die ewige Stadt, bis sie seinen Augen entschwand. „Nur weiter!" rief er in Florenz, „Nur weiter!" bis er die letzte Grenzstadt erreicht hatte und die liebliche lingua Italiana in bella Romana nun nicht mehr vor seinem Ohre erklang, die Häuser, die Menschen eine andere Physiognomie annahmen, himmelhohe Berge ihn anstarrten,

und der Charakter der Landschaft ein ernster, melancholischer ward.

Trübe starrte er vor sich hin.

„Was ist Ihnen?“ fragte Cavaceppi. „Wo bleibt Ihre Freudigkeit, mit der Sie die Reise antraten, und die, dem Ziele näher rückend, sich mehren sollte?“

„Sie ist dahin!“ rief Winkelmann, wie ein Verzweifelnder. „Oh! Lassen Sie uns umkehren, Freund! Diese Berge starren mich an, wie Riesen, die sich auf mich stürzen wollen. Diese Häuser, mit den spitz zu laufenden Dächern, thun mir weh! Diese Mundart, die mir fremd klingt, verletzt mein Ohr. Glauben Sie mir, es droht uns hier Verderben! Mir ist, als könne ich nicht schnell genug mich retten!“

„Sie sind krank“, sagte Cavaceppi kopfschüttelnd. „Sie haben das Heimweh! Wenn wir erst im eigentlichen Deutschland sind, wird Ihnen wohler werden.“

„Oder auch schlimmer!“ versetzte Winkelmann seufzend, und nahm mit trauriger Miene seinen Platz neben seinem Gefährten in der Postkutsche ein.

Sie erreichten München und Augsburg.

Das Wetter war kalt und rauh, trübe lag der Himmel über der Stadt. Winkelmann schaute aus dem

Fenster auf die Straße hinab, wie Jemand, der dem Schritte seines Henkers lauscht. Seine Miene war bleich, sein Aussehen verstört. Er faltete die Hände über der Brust zusammen, und betete in sich hinein.

„Was Sie auch sagen mögen, Cavaceppi!“ rief er endlich, seiner Stimmung Worte leihend; „ich kann nicht weiter gehen! Ich kann nicht! Ich muß nach Italien zurück, und das mit möglichster Schnelle!“

„Aber warum?“ rief dieser kopfschüttelnd. „Ein verständiger Mann, und auf solche Weise seinen bösen Träumen nachhängend! — Wer hat die Reise zu machen gewünscht? Doch Sie! Ich gehe mit, weil ich Sie liebe und mir in Ihrer Gesellschaft nur Nutzen und Annehmlichkeit verspreche. Nun wollen Sie auf halbem Wege umkehren, wo wir nichts erreicht und nichts gesehen haben. Ist das nicht Thorheit?“

„Ich bitte Sie, gehen Sie allein weiter!“ bat Winkelmann in wahrhaft flehendem Tone. „Ich gebe Ihnen die besten Empfehlungen, sowohl nach Berlin an Muzel-Stosch, als auch an den Herzog von Dessau mit. Jene werden Sorge tragen, daß Sie Alles sehen, was Sie zu sehen wünschen. Aber zwingen Sie mich nicht, weiter mit Ihnen zu gehen! Es wird Sie gereuen, wenn Sie dann die Folgen davon sehen.“

„Sie sprechen so sonderbar, daß mir bange vor Ihnen wird," erwiderte Cavaceppi erstaunt. „Von Zwang kann ja keine Rede sein. Aber Sie selbst werden es am meisten bereuen zurückgekehrt zu sein, wenn Sie erst wieder in Rom sind, und dann den Freunden in Deutschland Rechenschaft von diesem Benehmen ablegen wollen."

„Ich weiß es; aber ich kann nicht anders;" erwiderte Winkelmann kleinlaut. — „Mein Schicksal zwingt mich, ich muß so handeln. Eine Stimme in mir ruft, ich kann mich ihrem Gebote nicht entziehen. Schnell muß ich zurück, und zwar auf dem kürzesten Wege. Fragen Sie mich nicht nach dem Warum? Gründe kann ich Ihnen nicht angeben."

Cavaceppi bezwang sich mit Mühe; denn fast kindisch erschien ihm dies Benehmen. Mit den so oft von Winkelmann gebrauchten Worten des Horaz erwiderte er ihm: „Daß die Einen dies, die Andern jenes lieben, begreift sich schon; doch daß es Leute giebt, die keine Stunde lang desselben Sinnes bleiben, das ist gar sehr betrübt."

„Ich weiß, daß ich unrecht handle, Sie haben Grund, mich zu verdammen", entgegnete dieser; „aber, weiß Gott! ich kann nicht anders."

„Kehren Sie dann wenigstens nicht hier um; sondern begleiten mich nach Wien. Ueber Triest erreichen Sie Italien dann schneller, als auf dem Wege durch Tyrol; ich kann wohl diese kleine Rücksicht für mich fordern, dem sich als Fremden ohnehin noch genug Schwierigkeiten auf der Weiterreise bieten."

„Sie können das", sagte Winkelmann; „auch sehe ich nicht ein, aus welchem vernünftigen Grunde ich diese höchst billige Forderung abschlagen könnte. Sei es dem so! Ich will über Wien und Triest gehen, — weil ich es nicht ändern kann."

Er schwieg hierauf, trat ans Fenster, und schaute den Wolken nach. Cavaceppi sah ihm kopfschüttelnd zu.

Wien, den 14. Mai 1768.

An Muzel-Stosch.

„Ich bin endlich nach einer höchst beschwerlichen Reise vorgestern Abend in Wien angekommen, und zwar nach fünf Wochen seit unserer Abreise von Rom, und Herr von Walmoden hat mir Ihr liebes Schreiben eigenhändig übergeben.

Die Reise hat mich jedoch, statt mich zu unterhalten, außerordentlich schwermüthig gestimmt, so

daß ich, um diese unglücklichen Gedanken los zu werden, kein Mittel sehe, als nach Rom zurück zu gehen. Ich habe mir von Augsburg an die größte Gewalt angethan, vergnügt zu sein; aber mein Herz spricht nein, und der Widerwille weiter zu gehen ist unüberwindlich.

Haben Sie Geduld mit mir, mein Freund! Da mir dieser ersehnte Wunsch verleidet ist, so bin ich überzeugt, es wohne nur in Rom noch Glück für mich.

Mein Gefährte Cavaceppi begreift die Nothwendigkeit dieses Entschlusses; will aber ohne mich seine Reise über Dessau nach Berlin fortsetzen, wo er sich nur ein paar Tage aufzuhalten gedenkt, und sich Ihren Beistand ausbittet.

Können Sie ihm einen Zutritt zum Könige verschaffen, so würde es jenen vortheilhafter sein, als ihm, da er alle kürzlich abgesandten Statuen eingekauft hat. Er ist im Stande, mit den in seinem Besitze befindlichen Werken den ganzen Palast des Königs auszustatten.

Ich werde ihm ein italienisches Schreiben an Sie mitgeben.

Mein Freund! viel mehr wollte ich schreiben; aber ich bin nicht, wie ich zu sein wünsche, und suche in wenigen Tagen mit der Landkutsche auf Triest und von da zu Wasser nach Ancona abzugehen. Ich küsse Ihnen mit der innersten Wehmuth die Hände."

Dreizehntes Kapitel.

Das Verhängniß.

An der Pforte des schönsten Golfes von Europa, hat sich Triest zu einer blühenden, mächtigen Handelstadt erhoben, seine Arme in alle Meere und in alle Welttheile erstreckend. Es ist eine deutsche Stadt, von italischen Lüften angeweht, von den weichen Tönen der welschen Sprache, den Zauberklängen der welschen Beredsamkeit liebkosend umfangen. Von Mittag sendet die Sonne des Südens ihre heißen Strahlen auf diese Ufer, gemildert durch den vom Meere herüberspielenden salzgetränkten Hauch, während eine Gebirgskette den Rücken gegen die mitternächtlichen Winde deckt. Orient und Occident vereinigen sich hier. Es ist ein Stapelplatz der Welt.

Tiefblau lag der Himmel über der Stadt, die Wimpel an den Schiffen im Hafen regten sich nicht, so still war die Luft; das Meer glich einem glatten Spiegel, die Berge schmückte ein reiches Grün, der Kranz der bis nach Venedig sich herumziehenden Alpen hatte seine letzte weiße Spitze verloren, und die Ebene war in einen Blumengarten verwandelt, deren Königin, die Rose, dicke Knospen trug.

Der holde Lenz stand in seiner höchsten Pracht.

Da rollte die steile Bergstraße herab eine einsame Postkutsche, aus der ein Reisender neugierig auf das als einzig gepriesene Panorama zu seinen Füßen blickte. Trotz des Hemmschuhes ging es wie im Fluge, als sause man geradezu in das Meer hinab, durch die Biegungen hin, und bevor man sich dessen versah, war man am Ziele angelangt. Der Wagen hielt vor dem großen städtischen Gasthause am Petersplatze und im zweiten Stockwerke, im Zimmer Nr. 10, das aus zwei Fenstern eine Aussicht auf den innern Hafenplatz bot, richtete Winkelmann sich für seinen kurzen Aufenthalt ein.

Sein Gepäck war hinaufgebracht, die Thüre hinter ihm abgeschlossen. Er trat an das Fenster und schaute nach Italien hinüber. Venedig und dann Rom. Es waren gleichsam nur zwei Schritte. Dort vor ihm lagen

die Schiffe, deren eines ihn hinüber tragen sollte. Ein Seufzer hob seine Brust. So nah' dem Vaterlande seiner Wahl, schien es seinem Gefühle nach ihm dennoch so fern zu liegen, und fragend richtete er den Blick nach Oben, als ob er dort die Erklärung dieser unsäglichen Angst suche, welche ihn sich selbst zu fliehen trieb.

„Ich bin krank!" sagte er, mit der Hand über die Stirn fahrend. „Wie könnte ich sonst die einem Manne meines Alters wohlanstehende Ruhe und Besonnenheit auf eine Weise verlieren, um mir selbst zum Mitleid zu gereichen?"

Es klopfte und der Kellner kündigte ihm den Beginn der Table d'Hôte an. Er schloß sein Zimmer ab, steckte den Schlüssel ein und folgte ihm. Im Vorbeigehen fiel sein Auge auf die Neun des nebenanliegenden Gemaches. Eine unglückliche Zahl, sagten seine Gedanken, und er freute sich förmlich eine viel heiterere Nummer gezogen zu haben.

Man hatte sich schon gesetzt, und der ihm reservirte Platz war an der Seite eines durch sein Aeußeres sich als Südländer bekundenden Mannes von mittleren Jahren, dessen schwarzes Auge mit einem eigenthümlich stechenden Ausdrucke auf ihm ruhte. Winkelmann glaubte im ersten Momente ihn zu kennen, der zweite sagte ihm

jedoch das Gegentheil, denn seine Anrede erwiderte jener ihm in toscanischer Mundart.

Ganz mit sich, mit seiner Stimmung, mit seiner Abreise beschäftigt, weil es in ihm rief, erst am jenseitigen Ufer würde die ihn verzehrende Angst sich legen, achtete er der Tischgesellschaft weiter nicht; sondern bat den Wirth sogleich um Auskunft wegen eines Schiffes zu seiner Weiterreise.

Bevor dieser jedoch das Wort nehmen konnte, hatte sein schwarzäugiger Nachbar es bereits ergriffen, sich unberufen in diese Unterhaltung eindrängend.

„Ich kann Ihnen mit dieser Auskunft dienen," begann er eilfertig; „der Schiffer Stephan Ragusini liegt segelfertig im Hafen."

„Das ist mir ja sehr erwünscht," erwiderte Winkelmann hierauf, „und Sie werden mich ganz besonders verbinden, wenn Sie mir nach dem Essen dieses Schiff zeigen wollten, damit ich den Capitain aufsuchen und mit ihm Rücksprache nehmen kann."

Der Fremde erklärte sich dazu gern erbötig, ja trieb die Gefälligkeit so weit, ihn persönlich nach dem Hafen zu begleiten, wofür Winkelmann ihm in den verbindlichsten Ausdrücken dankte.

„Ich bitte," sagte Jener ablehnend. „Sie würden

unter ähnlichen Verhältnissen mir gewiß nicht minder gern dienen; davon bin ich überzeugt!“

Diese Worte wurden mit einem Tone gesprochen, der es zweifelhaft ließ, ob sie Spott oder Ernst enthielten; dem mit sich selbst beschäftigten Gelehrten entging dies.

Sie fanden den Schiffer Stephan Ragusini; allein nicht segelfertig, wie er behauptet hatte. Während sie auf dem Deck standen und über die mögliche Vervollständigung seiner Ladung hin und her sprachen, stellte sich der Fremde zwischen Winkelmann und den Schiffer, so daß der Erstere hart an den Rand der Landungsbücke gedrängt ward. Stephan Ragusini faßte seinen Arm und zog ihn zurück. „Sie setzen den Herrn der Gefahr aus hinabzustürzen,“ sagte er warnend.

„Das wäre nur ein angenehm kühlendes Bad und weiter nichts,“ erwiederte dieser lachend; „denn ohne Zweifel kann der Signor schwimmen.“

Winkelmann sah ihn einen Augenblick wie fragend an.

„Mir ist immer zu Muthe, als müßte ich Sie kennen,“ bemerkte er darauf. Nennen Sie mir doch Ihren Namen! Vielleicht fällt es mir dann ein, wo ich Sie schon gesehen habe.“

„Solche Erinnerungen trügen,“ erwiederte der

Fremde lauernd. „Ich nenne mich Arcangeli. Der Name wird Ihnen ganz fremd sein."

„Allerdings!" versetzte Winkelmann sinnend. „Auch weiß ich durchaus nicht, wohin ich Sie bringen soll. Ich muß Sie wohl im Traume nur gesehen haben, und zwar in Verbindung mit irgend einer schlimmen Begebenheit."

Ragusini nannte ihm indessen einen andern Schiffer, welcher in dieser Woche nach Ancona absegeln wollte; allein der Mann war in dem Augenblicke nicht zu finden, Winkelmann kehrte daher einstweilen, um Siesta zu halten, in seinen Gasthof zurück, um dann abermals einer Reisegelegenheit nachzuspähen.

Der Fremde schloß sich ihm auch bei diesem zweiten Ausgange an, ohne daß Winkelmann über dies seltsam verbindliche Wesen Verwunderung äußerte. Zu jeder andern Zeit möchte es ihm Verdacht erregt haben, einen Unbekannten so uneigennützig dienstfertig auf seiner Spur zu finden; allein in dem Augenblicke, wo die Ahnung eines ihm bevorstehenden großen Unglücks so schwer auf ihm ruhte, ließ die ihn quälende Angst einer solchen Betrachtung nicht Raum.

Sie fanden den Schiffer und Winkelmann bot ihm

zwei Ducaten Belohnung, wenn er die Abfahrt beschleunige.

„Warum diese Eile?“ fragte ihn Arcangeli verwundert. „Ist es nicht schön genug in Triest, um hier einige Tage zu verweilen?“

„Meinem Leben droht hier Gefahr, ich werde krank werden, wenn ich nicht schnell abreise, und sollte der Schiffer zögern, so gehe ich zu Lande,“ erwiderte Winkelmann mit trüber Miene.

„Es geht Ihnen also wohl sehr gut in Rom?“ fragte der Fremde forschend.

„So gut, daß ich ein Thor war, es zu verlassen, und ich begreife heute noch nicht, wie der Plan zu dieser sonderbaren Reise in meinem Kopfe hat entstehen können; denn ich habe dort Alles, was ich wünsche, und Deutschland kann mir nichts mehr bieten, ja, seit ich den Fuß auf das Gebiet Oesterreichs gesetzt, genieße ich keine ruhige Stunde mehr. Was ich lange vergessen, oder auch wie Kinderpossen verlacht habe, wird wach in mir, und ich glaubte das Verhängniß mir nahen zu sehen. Trotzdem kehrte ich nicht, wie ich gesollt hätte, augenblicklich zurück; sondern nahm meinen Weg über Wien, das nie zu betreten, ich so fest entschlossen war. Kein auf der That ertappter Verbrecher kann

leiden, was ich dort gelitten habe! Ich wurde dem Fürsten Kaunitz und der Kaiserin vorgestellt und erhielt die goldene Ehrenmedaille; allein dies Geschenk ängstigte mich mehr, als ich sagen kann! Es rief mir immer die dreißig Silberlinge zurück, um die Judas den Herrn verrieth."

„Sie haben aber doch kein Verbrechen begangen?" fragte Arcangeli verwundert über die seltsame Rede.

„Ich?" sagte Winkelmann und sah ihn starr an. „Weiß Gott nicht!"

„Vielleicht ängstigt es Sie, ein Ketzer zu sein?"

„Woher wissen Sie, daß ich Einer bin?"

„Sie haben mir gesagt, daß Sie in Preußen geboren sind, und dort giebt es nur Ketzer, wie ich weiß."

„Sie halten alle Protestanten der ewigen Seligkeit verlustig; allein wir sind allzumal Sünder. Pochen Sie nicht zu sicher auf den Ihnen durch Ihre Kirche werdenden Vorzug, Herr Arcangeli."

Sie hatten das Gasthaus erreicht und trennten sich. Winkelmann schloß sich in seinem Zimmer ein und las laut einen Gesang in seinem Homer. Auf diese Weise hoffte er seine Gedanken von sich selbst abzuziehen. Arcangeli horchte. Die sonderbaren Töne verwunderten

ihn. Eine so ganz fremd klingende Sprache mußte seiner Meinung nach die hebräische sein. Winkelmann war ein Jude. Schlimmer als ein Ketzer erschien ein solcher ihm. Er konnte nicht zweifeln, den Mann gefunden zu haben, welchem er lange schon zu begegnen gewünscht; Rache an diesem zu nehmen, hatte er seinem sterbenden Bruder gelobt, und der Augenblick war gekommen, wo er dies ihm heilig scheinende Gelübde lösen konnte. Die Furcht, welche Winkelmann äußerte, bestärkte ihn in dieser Absicht. Hatte jenen sein Verhängniß hierher geführt, so war er nicht minder durch einen blinden Zufall, ohne Zweck und ohne Absicht, an eben dem Tage, wo Winkelmann von Wien nach Triest kam, von Venedig dorthin gegangen, und dessen Tischnachbar geworden. Mit dem ersten Blicke auf ihn war ihm sein Bruder eingefallen. Dreizehn Jahre bringen allerdings eine große Veränderung in dem Aeußeren eines Menschen hervor, das eigene Haar hatte einer Perrücke weichen müssen, die Kleidung sich verändert, das glühende, glänzende braune Auge einen trüben Ausdruck angenommen; allein eine kleine Warze am rechten Ohre war geblieben, und dieses Merkmal hatte sogleich seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, während der Name, den auszusprechen die Zunge des Italieners

sich weigerte, in seinem Taschenbuche verzeichnet stand und leicht verglichen werden konnte.

Er nannte es eine Fügung Gottes. Der Himmel selbst mußte sie hier zusammengeführt haben, damit Arcangeli seinem Bruder die Ruhe im Grabe gebe. Von Winkelmann einst der Protection Bianconi's beraubt, und um seine Anstellung beim Grafen Bünau gebracht, sollte diesem jetzt die Strafe werden. Die Absicht der That hatte er lange Jahre mit sich umhergetragen, sie an einem Ketzer, einem Juden zu vollführen, ward ihm nicht schwer; denn die Kirche bot dafür vielfache Verzeihung. Dem weltlichen Richter allein mußte er zu entgehen suchen.

Das Ohr an die Thür gelehnt, hing er diesen Betrachtungen nach. Indessen hatte Winkelmann seine Lectüre beendigt. Arcangeli schellte und bestellte drei Tassen Kaffee.

Während der Kellner diese holte, suchte er unter seinem Gepäcke nach einer kleinen Flasche, welche ihm endlich glücklich in die Hände fiel, als jener schon mit dem Begehrten eintrat. Arcangeli wanderte im Zimmer auf und ab. Der Garçon wandte sich der Thüre wieder zu. Während er ihm den Rücken zukehrte, goß er rasch einige Tropfen in das Getränk. „Warten Sie!" rief

er ihm dann nach, und setzte zugleich eine von den Tassen für sich auf den Tisch. „Nehmen Sie diese beiden und tragen Sie sie in das Zimmer Nr. 10 mit meiner Empfehlung an den Herrn, und ich lasse ihn bitten, mir die Ehre zu erzeigen, diese kleine Erfrischung von mir anzunehmen, welche ihm nach seinem lauten Abendgebete wohlthätig sein würde."

Der Kellner vollführte den Auftrag. Arcangeli trat an die Wand und horchte. Er sah todtenbleich aus und zitterte. Die Thüre Nr. 10 wurde geöffnet. Was man sprach, konnte er nicht vernehmen. — Jetzt wurde es still. — Sein Bote kam zurück. — Das Herz des Mörders hörte eine Minute lang zu schlagen auf.

Allein der Anblick der beiden Tassen führte das Blut um so schneller in den gewohnten Kreislauf zurück.

Herr Winkelmann ließe danken, hieß es; denn zu so später Abendstunde bekomme ihm der Kaffee nicht, da er ohnehin an Schlaflosigkeit leide.

„Gut! So trinke ich ihn selbst!" sagte der Italiener sich kurz auf dem Absatze umwendend.

Der Kellner entfernte sich.

Arcangeli trank ihn aber nicht selbst. Er öffnete

das Fenster, und als Niemand unten sichtbar war, goß er ihn weithin auf die Straße hinaus. Dann setzte er sich an den Tisch, stützte sein Haupt und fragte sich: „Wie nun?“

Die Aqua Tofana gewährte ihm die meiste persönliche Sicherheit und erforderte den geringsten Grad des Muthes; allein wie das Gift ihm beibringen? An einem öffentlichen Orte, an der Wirthstafel, in einem Gasthause gab es der Augen zu viele; dazu drohte er mit schneller Abreise, sollte er seinem Schicksale nicht entgehen, so war Eile nothwendig.

Arcangeli schloß in dieser Nacht kein Auge und erst in der Frühstunde, als Winkelmann nach seiner Gewohnheit aus dem Hannöverschen Gesangbuche ein Morgenlied anstimmte, senkte sich unter dem Ertönen des ketzerischen Gebetes ein leichter Schlummer auf seine Lider.

„Ob er es auch wirklich ist?“ fragte er sich bei seinem Erwachen aus angstvollen Träumen, und ging bald darauf zu Winkelmann hinüber.

„Verzeihen Sie mir die Frage!“ redete er ihn an. „Aber ich wüßte gern, wer Sie sind. Sie nennen Ihren Namen nicht und singen seltsame Lieder in fremden Sprachen; das fällt auf. Ich nehme Theil an

Ihnen und möchte den Argwohn der Menschen entgegentreten können; sagen Sie mir daher aufrichtig: ob Sie eine Ursache haben, um sich verstecken zu müssen?"

„Keine", versetzte Winkelmann versichernd, und holte seinen Paß hervor. „Sie sehen, daß Alles en règle ist."

„Sie sind also nicht ein der Dresdener Bühne entlaufener Sänger?" fragte Jener verschmitzt.

„Ich? bei Leibe nicht", rief dieser erstaunt.

„Sie waren nie dort?"

„Das will ich nicht gesagt haben. Vor langen Jahren habe ich in Sachsen gelebt; aber als Gelehrter; und bin kein uomo sospetto, nè di mal affare. Gelegentlich werde ich Ihnen einmal die Beweise darüber vorlegen."

Arcangeli hätte lieber sogleich einen tieferen Einblick in dessen Angelegenheiten gethan; allein er fand Winkelmann nicht aufgelegt seinen Koffer zu öffnen. Die Sonne schien, und die Wimpel auf den Schiffen flatterten im Morgenwinde; er mußte hinaus und den Schiffer zur Abreise treiben.

Arcangeli begleitete ihn. Er durfte ihn nicht von sich lassen, um von allen seinen Schritten genau unterrichtet zu bleiben. „Er ist es!" rief er sich zu, und

diese Gewißheit spornte ihn, sein schwieriges Werk auszuführen.

Trotz der zwei Ducaten war der Schiffer immer noch nicht reisefertig. Angstvoll und ungeduldig blickte Winkelmann auf die Küste zu seiner Rechten, welche er in einem Postwagen umschreiben konnte. Soll ich, oder soll ich nicht: stand auf seiner gefalteten Stirne zu lesen. Allein der zu fassende Entschluß blieb aus.

„Warten Sie bis Morgen", sagte Arcangeli. „Mir ahnt, daß binnen vier und zwanzig Stunden Vieles sich ändern wird."

„Aber ob zu meinen Gunsten?" fragte Winkelmann.

„Da Alles von Gott kommt, kann es nicht anders sein", gab dieser ausweichend zurück. „Was er zuläßt, das muß gut sein."

Er verließ ihn darauf und verlor sich in den Straßen der Stadt. In einem abgelegenen Laden kaufte er Bindfaden, in einem anderen ein langes in einer Scheide steckendes Messer; dann stieß er wieder zu Winkelmann in einem Kaffeehause, und setzte sich heiter und scherzend an dessen Seite, ohne daß der Stahl in seiner Rocktasche ihn brannte. Bevor es dämmerte eilte er in seine Wohnung zurück, um hier den

Bindfaden zu einer Schlinge zuzurichten, und nebst dem Messer für die That bereit zu halten; denn mit einbrechender Nacht hatte Winkelmann versprochen, zu ihm auf sein Zimmer zu kommen und in seiner Gegenwart sein einfaches Nachtmahl, etwas Wein und Brod, einzunehmen.

Erwartungsvoll sah er dessen Eintritte entgegen. — Freundlich begrüßte ihn dieser und plauderte von diesem und jenem. Schon die geliebte Sprache zu reden, wirkte beruhigend auf sein Gemüth, und weniger achtete er daher der nicht stoffreichen Unterhaltung mit dem minder gebildeten Manne, der nur den einen Vorzug besaß: dem Vaterlande seiner Wahl anzugehören.

Arcangeli hielt indessen sein Auge auf den Stuhl geheftet, wo unter einem Kleidungsstücke die Mordinstrumente verborgen lagen. Mehrere Male erhob er sich und wollte die Hand danach ausstrecken; allein immer wieder sank er in seinen Sitz zurück, während große Tropfen auf seiner Stirne perlten. Es war sein erster Mord und seine Seele zagte.

Die Zeit verann. Winkelmann erhob sich und bot ihm die Hand zum Abschied; zögernd legte Arcangeli seine eisige Rechte in die seines wohlwollenden Gastes.

„Es ist hoffenlich meine letzte Nacht unter diesem Dache!“ sagte Winkelmann im Hinausgehen.

„Hoffentlich!“ wiederholte Arcangeli und bereute in seinem Herzen den Aufschub einer That, für die sich kein so günstiger Moment wieder bieten mochte. Er hätte ihn in seinem Zimmer tödten, sich seiner Papiere und seines Geldes bemächtigen und damit in dunkler Nacht entfliehen können und er hatte es versäumt; jetzt war die Stunde dazu entflohen, und wenn sie nicht wiederkehrte?

Verstimmt warf er sich auf sein Lager. So mußte der nächste Morgen einbringen, was die Mitternacht mit ihrem Dunkel zu verhüllen, bestimmt gewesen. Mit diesem unwiderruflich gefaßten Entschlusse, suchte er den Schlaf, um das Versäumte der letzten durchwachten Nacht einzuholen, noch in halbem Traume, die seinem Bruder geleisteten Eide wiederholend.

Der helle Tag fand ihn dennoch wieder feige, und verstimmt gegen sich und die ganze Welt, wanderte er, ohne seinem Nachbar einen guten Morgen zu wünschen, nach dem Hafen, um ein Fahrzeug nach den Bädern von Monfalcone zu miethen; denn er mußte an seine Rettung denken. Auf deutschem Boden wurde kein Stahl ungestraft geschliffen, wie es in seinem Vater=

lande der Fall war; hier auch gab es keine Verstecke, welche der weit reichende Arm der Polizei nicht leicht ermittelte, es galt daher die Heimath zu gewinnen.

Darauf trat er in das Zimmer Winkelmanns, welchen er an seinem Schreibtische, ohne Oberkleid, und ohne Halsbinde und Perrücke sitzend fand. Dieser erhob sich bei seinem Eintritte, ging ihm freundschaftlich entgegen, sprach von seinem Entschlusse in jedem Falle diesen Abend abzureisen; und lud Arcangeli ein, ihn in Rom zu besuchen, wo er ihm den herrlichen Palast seines Gönners, des Cardinals Albani, zeigen wollte. Die Erinnerung an den Glanz, die Herrlichkeit seines dortigen Lebens that ihm sichtlich wohl; er sah das Alles diesen Morgen schon in seinen Gedanken wieder, und indem er es dem Anderen beschrieb, wurde er sich so recht des vielen Guten bewußt, welches er dort genossen und nun wieder finden sollte, um sich dann nicht mehr davon zu trennen. Nie zuvor hatte er so offen über seine Lage gesprochen, nie so lebhaft ihre guten Seiten geschildert! Arcangeli hörte ihm erstaunt zu. War es Wahrheit, was Jener sprach, so mißgönnte er ihm seine Lage; denn wäre er seinen armen Bruder nicht in den Weg getreten, so möchte es Jenem schließlich ebenso gut ergangen sein, während er kümmerlich und

in Elend hatte sterben müssen. Eine Art von Haß kam über ihn. Diesem Menschen, ohne Religion, diesem Juden war es so gut in der Welt geworden, während ein guter Katholik jämmerlich zu Grunde gegangen?

Winkelmann hatte seinen Platz am Schreibtische wieder eingenommen.

Arcangeli trat ein wenig hinter ihn zurück. Sachte zog seine Hand die Schlinge hervor, und mit dem Fluge eines Gedankens war sie über das Haupt seines Schlachtopfers geworfen.

Nun gab es kein Zurück mehr! nun hieß es: er, oder ich.

Kaum fühlte Winkelmann die Schnur um seinen Hals, so sprang er mit einem Satze empor und stieß den Mörder von sich; doch schon blitzte das blanke Messer in dessen Hand. Auch dieses entwand ihm Winkelmann. Doch, ringend, strauchelten Beide, und der zu unterst fallende, war er, Arcangeli benutzte den Moment sich des Messers zu bemächtigen, und ihm Wunde nach Wunde beizubringen. Die Schlinge verhinderte die Stimme, das strömende Blut ließ den Ermatteten unterliegen, nur das Fallen der Beiden war im unteren Zimmer hörbar geworden, der Kammerdiener Andreas Hartmann wurde aufmerksam, er glaubte ein Aechzen

und Röcheln zu vernehmen, eilte die Treppe hinauf, öffnete die Thür, und erblickte Arcangeli auf Winkelmann's Brust knieend.

Kaum gewahrte dieser den Zeugen, so sprang er empor, stieß den Eintretenden bei Seite, und stürzte aus dem Hause, bevor irgend Jemand ihn fest zu halten Miene machte.

Man trug Winkelmann auf ein Lager, ein Arzt verband seine Wunden, allein er war unrettbar verloren. Seines Zustandes sich völlig bewußt, erzählte er den Vorgang, ließ seine letzten Verfügungen aufsetzen, empfahl seine Seele dem Allmächtigen, wandte das Gesicht ab und starb.

Am 9. Juni 1768 wurde sein Leichnam in der gemeinen Grabstätte der Pfarrkirche des heiligen Justus beigesetzt, ohne daß ein Monument oder auch nur eine Grabschrift die Stelle bezeichnete.

Zu seinem Erben hatte er den Cardinal Albani ernannt. Auch dieser versäumte es dem gelehrtesten Manne seiner Zeit ein Denkmal zu errichten. Nicht minder unvergessen ist er geblieben, sein Leben, sein Wirken wird mit der Kunst fortbestehen, die er mit jener deutschen Treue, welche für ihr Liebstes sich selbst hingeben kann, geliebt und gepflegt.

Jeder Fremde, welcher das Pantheon in Rom besucht, findet dort ein einfaches, doch sprechendes Kenotaph mit dem Namen Winkelmann bezeichnet, welches ihm der im Leben und Tod mit ihm treu verbundene Reifenstein durch den früh abgerufenen Döll anfertigen ließ. Allein das seinem Ruhme angemessenste Monument errichteten ihm die drei wackern deutschen Männer, Fernow, Meyer und Schulz durch die vollendete Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, welche den Stempel echter Kennerschaft und eines in Rom bewahrten Deutschthums tragen, welches ihn ewig auch als Menschen ehrt.

Margarethe Mengs weinte dem Freunde manche Thräne nach und folgte ihm bald darauf in das Land, von dem kein Sterblicher je uns Kunde brachte. Julie betete in einem Kloster für das Heil seiner Seele. Raphael Mengs fand in der Ausübung seiner Kunst für den Verlust von Gattin und Freund Ersatz, bis auch ihn in seinem 52. Jahre der Tod fand.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.